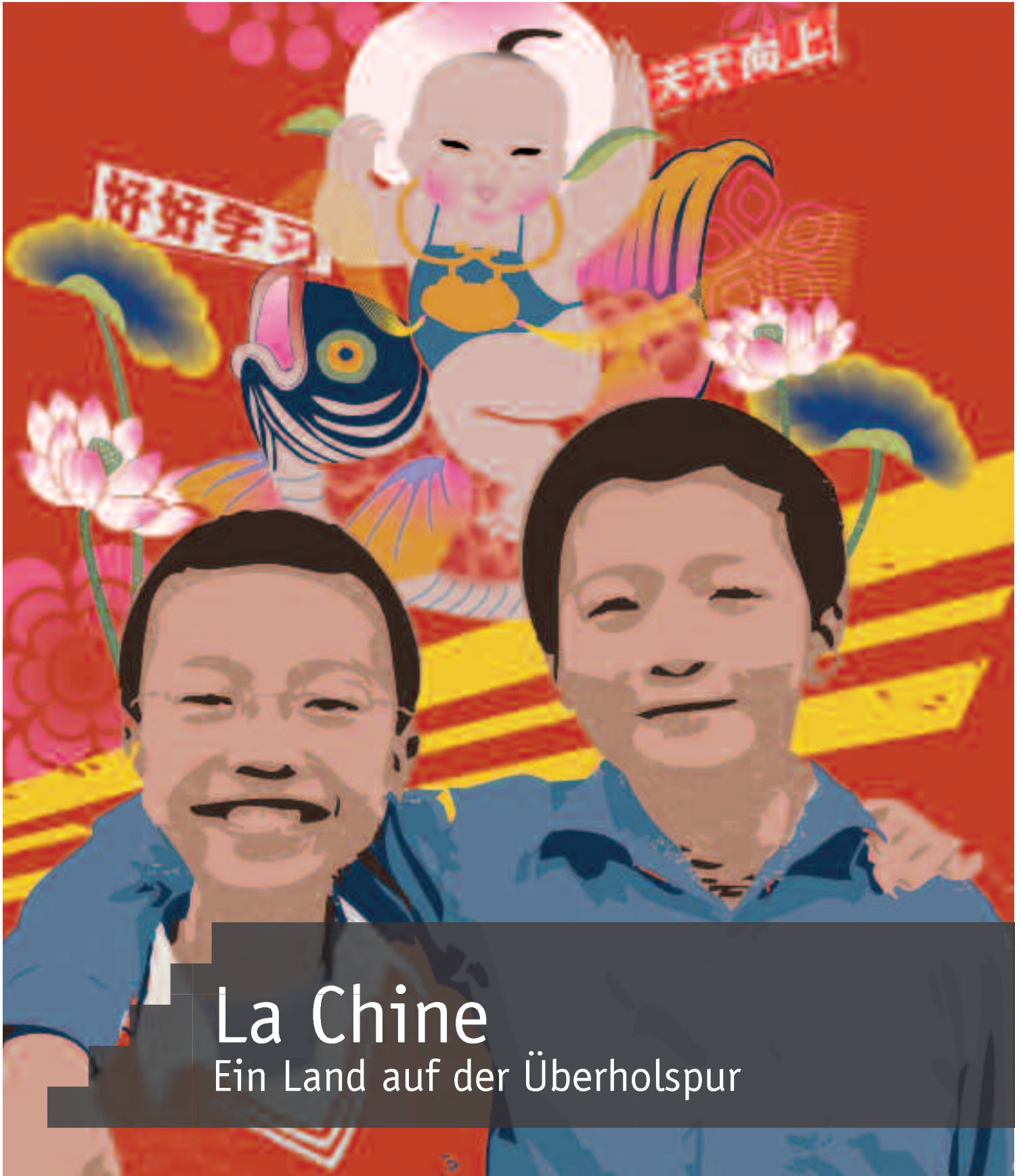


universitas

JUN 2010 | 04

LE MAGAZINE DE L'UNIVERSITÉ DE FRIBOURG, SUISSE | DAS MAGAZIN DER UNIVERSITÄT FREIBURG, SCHWEIZ



La Chine

Ein Land auf der Überholspur

PUB Canisius

Zum Stichwort «China» kommt mir unweigerlich ein kleines, spiralgebundenes und mittlerweile ziemlich vergilbtes Büchlein mit dem Titel «Chinesische Weisheiten» in den Sinn, das meine Mutter zu verschiedensten Gelegenheiten hervorzuholen pflegte. Sei es zur Geburt eines Kindleins, zur Bekundung der Trauer oder als Glückwunsch zur Hochzeit: Die weisen Chinesen hatten stets den rechten Spruch parat. Der Professorenschaft der Universität Freiburg sind zum Thema «China» glücklicherweise etwas andere, profundere Gedanken gekommen, wie die vorliegende Ausgabe von universitas zeigt, die mit einer farbigen Palette an Artikeln sowohl einen Blick in die Vergangenheit wirft, aber auch der Gegenwart und Zukunft Rechnung trägt. Entstanden ist das Bild eines Landes auf der Überholspur; einer Nation, die vor rund 30 Jahren ein gänzlich neues Kapitel ihrer Geschichte begonnen und sich dem Westen geöffnet hat. Eine Öffnung, von der manch ein Missionar oder Entdecker wohl geträumt hat, war doch der Zugang zum Land des roten Drachens nicht immer einfach und bisweilen gar unmöglich

und liess manch einen Eroberungsplan oder Missionstraum platzen. Heute zeigt sich die bisweilen kapriziöse Volksrepublik zwar deutlich weniger reserviert, ist aber, wie mir scheint, nach wie vor eine Lady geblieben, die zu verstehen für den Westen nicht einfach ist. So scheint die chinesische Bevölkerung zwar einerseits sehr angetan von westlichen Produkten (wie derzeit gerade auch an der Weltausstellung Expo 2010 in Shanghai beobachtet werden kann), pusht mit ihrer Offenheit und Neugierde gar den immensen technischen Fortschritt des Landes und zeigt grosses Interesse an der Welt ausserhalb Chinas. Gleichzeitig aber bewahrt dieses Land mit der weltweit grössten Bevölkerung Werte und Traditionen, die seit vielen Epochen existieren und den Westen bisweilen etwas hilflos dastehen lassen. China kommt immer näher und ist doch nicht greifbar; es stösst auf Respekt und Bewunderung, ruft aber auch Misstrauen und Unverständnis hervor.

Im Namen der Redaktion
Claudia Brühlhart

Sommaire - Inhalt

4	Im Fokus
	Dossier: China
8	China leuchtet – seit langem
10	La Chine en quête du savoir européen
13	Langer Weg zum chinesischen Christentum
16	Fribourg-Paris-Shanghai : regards historiques croisés
18	Souvenirs fribourgeois
20	Islam in China: Von lokaler zu globaler Vernetzung
22	Grandeurs et tragédies des intellectuels chinois
24	Fruchtbare Zusammenarbeit
27	Smartes China
28	Le monde multiculturel du Professeur Zhang
30	Schlagende Glocken für China
32	La Chine face aux déséquilibres globaux
35	Des candidats pour les langues de Confucius et de Senghor
36	Erste Eindrücke von China
38	China kauft per Mausclick
41	Wahrnehmung und Eroberung des chinesischen Kaiserreichs
43	Les traditions, piliers d'un monde en pleine mutation
46	uni actuel
48	projets, portraits, lectures

Couverture et illustrations : Qu Lan, www.lan-artwork.com

Neues zur alten Bibliothek

Die Kantons- und Universitätsbibliothek (KUB) hat vor 100 Jahren ihr neobarockes Gebäude bezogen. Das Jubiläum fällt zusammen mit dem Abschluss eines Architekturwettbewerbs, der die Erweiterung und Renovierung dieses Baus zum Ziel hatte. Ebenfalls 100 Jahre ist es her, seit die vormalige Kantonsbibliothek die Aufgabe als zentrale Universitätsbibliothek und damit den heutigen Namen angenommen hat.

Martin Good

im fokus

Es war ein bemerkenswerter Bibliotheksbau, der am 11. Juni 1910 in Freiburg eingeweiht wurde. Bereits bei der Eröffnung stiess das einmalige neobarocke Ensemble auf grosse Beachtung. Doch trotz der vielen Qualitäten vermag das Bauwerk wichtige Bedürfnisse schon seit längerer Zeit nicht mehr ausreichend zu erfüllen, nicht zuletzt weil die Strukturen für ein völlig anderes Umfeld konzipiert wurden: So zählte die Universität zum Zeitpunkt der Eröffnung knapp 600 Studierende; wenige Jahre zuvor, d.h. während der Planung, waren es nur gut halb so viele.

Neue Bedürfnisse

Die Hauptschwäche besteht im Fehlen eines Freihandbereichs, der es erlauben würde, die Buch- und Zeitschriftenbestände auf eine einladende, die Suche und Konsultation vereinfachende Weise zu präsentieren. Damit würde die herrschende Diskrepanz zwischen dem Informationsangebot – Jahreszuwachs über 30'000 Bücher und rund 5'000 laufende Zeitschriftentitel – und den Nutzungsmöglichkeiten eliminiert. Auch im Bereich der elektronischen Medien ist die Situation ungünstig: Die rund 7'000 Online-Zeitschriften, umfangreichen Datenbanken und exklusiven Zugriffe auf digitale Archive können ohne das entsprechende Angebot an Konsultationsplätzen nur eingeschränkt benutzt werden. Unbedingt erforderlich sind neue, verbesserte Arbeitsplätze auch für die Benutzung von Beständen mit Kulturgütercharakter, für Gruppenarbeiten und für ein konzentriertes wissenschaftliches Arbeiten. Nicht zuletzt bereiten der KUB die zur Neige gehenden Magazinkapazitäten Sorgen: Bereits ab 2012 werden erhebliche Platzprobleme auftreten.

Rückblick

Die Überlegungen und Abklärungen zur Verbesserung der Situation begannen in den frühen 1990er Jahren. Sie mündeten in das 2001

vom Grossen Rat verabschiedete Konzept, die KUB in drei Etappen auszubauen. Als erste Etappe wurde 2002 die Aussenstelle Beaugard realisiert, welche 500'000 Bände aufnehmen konnte. Als weitere Schritte beschloss man die Erstellung eines Neubaus an der Rue St-Michel 4 und 6 sowie die Renovation des neobarocken Hauptgebäudes an der Rue Joseph-Piller 2. Die Variante eines Umzugs auf ein Terrain mit mehr Erweiterungspotential wurde aufgegeben, wobei selbstverständlich die Nähe zur Universität Miséricorde ein Hauptargument war. Die Beschränkungen, die sich aus dem städtebaulichen Kontext ergaben und zu einem Bauen in die Tiefe zwingen, wurden in Kauf genommen. Für die Erweiterung stand zunächst das 889 Quadratmeter grosse Grundstück an der Rue St-Michel 4 und 6 zur Verfügung, was in einer Innenstadtsituation für sich allein bereits ein Glücksfall ist. Unverhofft ergaben sich zusätzliche Entwicklungsperspektiven, als sich ab 2006 abzeichnete, dass dank einem Entgegenkommen des Dominikanerordens der Untergrund des Gartens des Albertinums in die Planung einbezogen werden kann, unter der Bedingung, dass die Grünfläche grundsätzlich erhalten bleibe. Die weitere Planung fand ihren Abschluss mit dem Entscheid des Staatsrates vom 3. Februar 2009, welcher das Raumprogramm genehmigte und die Durchführung eines Architekturwettbewerbs anordnete. Am 3. März 2010 hat die Jury dem Projekt «Jardins cultivés» der Lausanner Architektengemeinschaft Butikofer de Oliveira Vernay den ersten Preis zugesprochen und dieses zur Realisierung empfohlen.

Ein universitäres Projekt

Eines der Hauptziele des Bauprojekts ist die Verbesserung der Dienstleistungen für die Universität. Der Freihandbereich wird den Anforderungen einer wissenschaftlichen Bibliothek entsprechen und eine Kapazität von rund ▶

Martin Good ist Direktor der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg.
goodm@fr.ch



© Butikofer de Oliveira Vernay

«Jardins cultivés», erster Wettbewerbspreis für die Erweiterung und den Umbau der Kantons- und Universitätsbibliothek, Butikofer de Oliveira Vernay, 2010.

600'000 Bänden haben. Das Angebot an Arbeitsplätzen wird besonders auf universitäre Bedürfnisse ausgerichtet: Geplant ist eine Verdoppelung auf rund 600 Plätze, darunter 60 abschliessbare Räume für das konzentrierte individuelle Arbeiten und für Gruppenarbeiten. Da die Buchbearbeitung (Erwerbung, Katalogisierung, Etikettierung etc.) für die derzeit 19 dezentralen Bibliotheken der Universität ausschliesslich in der Zentrale erfolgt, wird auch die Arbeitsplatzsituation der universitären Bibliothekare wesentlich verbessert werden. Auf baulicher Ebene wird die KUB darauf vorbereitet sein, dem generellen Trend der Universitätsbibliotheken folgend, sehr lange Öffnungszeiten anzubieten. Auch der Ausbau der Magazinkapazitäten erfolgt wesentlich mit Blick auf die Universität, ist doch die KUB verpflichtet, alle Bestände zu übernehmen, welche in den dezentralen Bibliotheken keinen Platz finden. Aus Sicht der Universität ist schliesslich die geplante Schaffung eines Schwerpunktes für die Sprachen und Literaturen von Interesse: Die drei betreffenden Teilbibliotheken der Universität sollen in die Zentralbibliothek integriert und die verzettelten Bestände zusammen mit jenen der Zentrale verschmolzen werden. Für den Bereich «Sprachen und Literaturen» ist ein Drittel des Freihandbereichs und der Arbeitsplätze reserviert. Diese Zusammenarbeit wird es erlauben,

den Aufwand für Administration und Aufsicht zu reduzieren und die Kräfte vermehrt für essentielle Aufgaben einzusetzen, wie für die Pflege der Inhalte und für bibliotheksspezifische Dienstleistungen.

Ausblick

Es gilt nun, das Siegerprojekt «Jardins cultivés» detailliert auszuarbeiten und die politischen Instanzen sowie das Stimmvolk zu überzeugen. Das Leitthema des Gartens ist schon deshalb naheliegend, weil eine der wenigen Grünflächen im Stadtzentrum von Freiburg ins Projekt einbezogen werden kann. Zudem hat die Verbindung von Bildungsinstitutionen mit Gärten eine lange Tradition. Ein Garten wird gemeinhin assoziiert mit Ruhe und Konzentration, mit Gelassenheit und Kontemplation, mit Fruchtbarkeit und Wachstum – Werte, die gut zu einer Institution passen, die sich als Ort des Wissens, der Erinnerung, des Lernens, des Arbeitens und des Austauschs versteht. ■

Ein Werk zum Jubiläum

Die lange und mit der Gründung der Universität Freiburg eng verknüpfte Vorgeschichte, die Realisierung des aus einem internationalen Wettbewerb hervorgegangenen Baus sowie die seitherige Entwicklung werden in einer demnächst erscheinenden Publikation umfassend dargestellt. Das unter der Federführung von Aloys Lauper und Ferdinand Pajor entstandene Werk wird mit einer Website verlinkt, die zahlreiche Fotografien und Pläne sowie eine Dokumentation des Architekturwettbewerbs zugänglich machen soll.

Bibliothèque cantonale et universitaire Fribourg: histoire d'un bâtiment centenaire / Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg: Geschichte eines hundertjährigen Gebäudes, herausgegeben vom Amt für Kulturgüter. Freiburg 2010
ISBN 978-2-9700704-0-5
www.fr.ch/bcu/n/100ans/ und
www.fr.ch/bcu/n/100Jahre/

Willkommene Vergrösserung

Gerade im Bereich der Bibliotheken ist die Universität immer wieder mit neuen Platzproblemen konfrontiert. Mit der Erweiterung der Kantons- und Universitätsbibliothek (KUB) könnte weit mehr als ein Engpass gelöst werden, wie die zuständige Vizerektorin Prof. Astrid Epiney im Gespräch mit universitas betont.

Welche Bedeutung hat die Erweiterung des KUB-Gebäudes für die Bibliothekenplanung der Universität?

Die Erweiterung der KUB wird es ermöglichen, die auf verschiedene Standorte verteilten sogenannten dezentralen Bibliotheken der Universität in den Bereichen Sprachen und Literatur mit den bereits jetzt sehr reichen Beständen in diesem Gebiet der KUB in der KUB-Zentrale zu vereinigen. Damit werden die Arbeitsbedingungen der Studierenden spürbar verbessert, können sie doch von den grosszügigen Öffnungszeiten der KUB und den dort befindlichen technischen Einrichtungen profitieren, ganz abgesehen davon, dass auf diese Weise die Bestände in diesem Bereich in Freiburg im Wesentlichen an einem Ort vereinigt sein werden. Diese «Integration» des Bereichs Sprachen und Literatur von der Universität in die KUB wird es im Übrigen an der Universität ermöglichen, die Bedingungen für die dort verbleibenden dezentralen Bibliotheken spürbar zu verbessern.

Wären mit der Realisierung des KUB-Projekts alle Bibliotheksbedürfnisse der Universität erfüllt?

Nein: Ein grosses Bedürfnis ist nach wie vor die Erweiterung der Bibliothek der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Zwar konnte hier durch eine vor kurzem realisierte Erweiterung (die auch der Bibliothek der Theologischen Fakultät und der Geschichte zugute kommt) etwas Abhilfe geschaffen werden. Nach wie vor sind die Bibliotheksräumlichkeiten aber für die sehr grosse Anzahl Studierender klar ungenügend. Diesem Bedürfnis wird erst mit der Realisierung der geplanten Erweiterung des Areals Miséricorde im Umfeld des Tour Henri Rechnung getragen werden können.

Bis zur Umsetzung der geplanten Erweiterung dauert es noch ein Weilchen: Gibt es bereits vorher Verbesserungs-massnahmen im Bibliotheksbereich?

Wir haben in der letzten Zeit bereits einige Verbesserungen realisieren können. Zu nennen sind insbesondere die bereits erwähnte Erweiterung der Bibliothek der Rechtswissenschaftlichen und der Theologischen Fakultät

sowie der Geschichte und eine Vergrösserung der Räumlichkeiten der Bibliothek für Sprachen und Literatur im Gebäude Beauregard. Wenn der Neubau der KUB wie geplant realisiert wird, sollte es möglich sein, bis dahin mit den bestehenden Räumlichkeiten auszukommen, es sei denn, neue, derzeit nicht vorhersehbare Bedürfnisse, zeichnen sich ab. Im Übrigen ist darauf hinzuweisen, dass im Augenblick in den Gebäuden Miséricorde und Beauregard schlicht kein Platz mehr für eine Vergrösserung der Bibliotheken vorhanden ist.

Sind Alternativen vorgesehen, sollte das Projekt wider Erwarten nicht zur Umsetzung gelangen?

Ich gehe nicht davon aus, dass das Projekt nicht realisiert werden kann; dies ist weder eine Option für den Kanton und die KUB noch für die Universität.

Hat eine Universitätsbibliothek in der heutigen Zeit noch denselben Stellenwert wie zu Zeiten, als noch nicht jede und jeder Studierende über einen Computer mit Internetanschluss verfügte?

Meiner Ansicht nach haben sich die Bedürfnisse und Ansprüche an die Bibliotheken etwas gewandelt - etwa, was den Zugang zu Online-Zeitschriften betrifft. Es wäre aber verfehlt anzunehmen, Bücher und Bibliotheken hätten an Bedeutung verloren. Die Bibliotheken erfreuen sich nach wie vor eines grossen Zulaufs von Studierenden und an der Universität tätigen Forschern und auch im Bereich der gedruckten Bücher ist kein wirklicher Rückgang der Bedeutung zu verzeichnen, auch wenn hier die Situation in verschiedenen Fächern natürlich variiert.

cb



China

China leuchtet – seit langem

Nicht nur die Automobilwirtschaft schaut gebannt auf China. Das Land hat auch die Sozial- und Geisteswissenschaften und ihre Fragestellungen und Untersuchungsgegenstände verändert. Man muss nicht Chinaspezialist sein, um der Volksrepublik immer wieder auch wissenschaftlich zu begegnen. China prägte die Weltgesellschaft lange vor dem, was wir heute Globalisierung nennen.

Siegfried Weichlein

dossier

Fatale riziculture ?

Qu'est-ce qui caractérise l'Europe ? Pourquoi est-ce que la Chine ne s'est pas développée en un pays de premier plan au niveau politique et économique ? Selon l'historien M. Mitterauer, l'ascension d'une région culturelle s'appuie souvent sur des innovations agricoles au Moyen-Age : l'Occident a misé sur l'avoine et le seigle, en Orient on a opté pour la culture du riz. En Europe, les bêtes de trait, la charrue et l'économie du métal ont accompagné ce processus. Les chevaux ont permis la formation d'armées de cavaliers, les céréales la construction des moulins à eau, favorisant ainsi le développement de la technique industrielle. La riziculture en Chine a renforcé pour sa part le commerce ainsi que les réseaux étendus sur de longues distances, mais elle était moins exigeante au niveau technologique et a privilégié, selon Mitterauer, la stabilité et la tradition par rapport à la mobilité sociale. Dans une tout autre perspective, des auteurs tels que C. Bayly et J. Osterhammel appréhendent ces développements selon le concept d'«histoire mondiale» et envisagent les évolutions sous plusieurs formes de parallélités, convergences et divergences. En comparant les points communs dans les données des problèmes et les solutions proposées, ainsi que l'histoire des relations entre les sociétés, ils révèlent une autre image de la réalité. La Chine ne se cache plus dans l'ombre de l'Europe, mais rayonne en tant que lieu d'innovation et de continuité.

Siegfried Weichlein ist assoziiertes Professor für Europäische und Schweizerische Zeitgeschichte am Departement für Historische Wissenschaften.
siegfried.weichlein@unifr.ch

China gewann analytische Qualität, als sich Sozialwissenschaftler und Historiker spätestens seit Max Weber fragten, was Europa zu Europa machte, was das Okzidentale am Okzident war. Damit stellte sich sofort die Frage, warum sich eine an materiellen und kulturellen Rohstoffen so reiche und vielfältige Gesellschaft wie die chinesische nicht zur politisch Takt gebenden und wirtschaftlich führenden Gesellschaft entwickelt hatte. «Welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, dass gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturerscheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gern vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung von universeller Bedeutung und Gültigkeit lagen?» fragte Max Weber in seiner Religionssoziologie.

Von Reis, Hafer und Roggen

Der Blick auf China und der Vergleich mit aussagekräftigen Dimensionen seiner Geschichte erlaubte Wissenschaftlern immer wieder, das Spezifische Europas herauszuarbeiten. Gerade Historiker übten sich in der Disziplin des Fernvergleichs zwischen Europa und China, wobei lange der holzschnittartige Kontrast im Vordergrund stand. Man sprach von «the great divergence» und fand sie zumeist in Prozessen, die weitaus älter waren als das 20. Jahrhundert. Ein Beispiel dafür ist die These des Wiener Wirtschafts- und Sozialhistorikers Michael Mitterauer, dass der Aufstieg von Kulturräumen sehr häufig auf landwirtschaftlichen Innovationen im frühen Mittelalter basierte. Mitterauer fand eine der wichtigsten Weggabelungen in der Einführung von Roggen und Hafer in Europa gegenüber dem Aufstieg des Reisanbaus in China. Beide Agrarrevolutionen in Nord-Westeuropa und in China hatten langfristige Auswirkungen bis tief in die Kultur und Politik hinein. Der Anbau von Roggen und Hafer im frühmittelalterlichen nordalpinen

Europa erforderte Zugtiere, entsprechend die Pferdezucht, aber auch den Pflug und damit eine entwickelte Metallwirtschaft. Von der Pferdezucht führte eine historische Linie zu Reiterheeren und von dort zum Lehnswesen. Zusätzlich dynamisierend wirkten Hafer und Roggen als Brotgetreide auch durch Wassermühlen, was leicht auf Öl, Pulver und Farben übertragen und technisch in Mahl-, Reib-, Stampf-, Säge-, Hammer- und Walkmühlen umgesetzt wurde. Kurz: Die Wassermühle begünstigte gewerblich-industrielle Technik. In Mitterauers Sicht waren es die «Vergetreidung» und «Verreiterung», die Europa so einzigartig machten. Mitterauers Zauberformel für die soziale Dynamisierung Europas, die Freisetzung von Energien, die zum modernen Okzident führen, lautet damit verkürzt: Vom Schwarzbrot nach Europa!

Der andere Weg

Ganz anders dagegen China. Mitterauer fand den Schlüssel für den spezifisch chinesischen Weg in die Moderne im Reisanbau, genauer im Übergang zum Champa-Reis, der im Frühmittelalter aus Vietnam übernommen wurde. Er erlaubte anders als andere Reissorten mehrere Ernten im Jahr. Auch hier handelte es sich um eine Agrarrevolution mit weitreichenden Innovationen. Der Champa-Reis löste zumindest teilweise die Ernährungsfrage einer sprunghaft steigenden Bevölkerung. Vor allem aber stärkte er den Handel über weite Entfernungen, die überregionalen Netzwerke des Vertriebs. Das Wachstum von Grossstädten lag genauso in der Logik der chinesischen Agrarrevolution, nicht aber die Entstehung zahlreicher kleinerer Mittelzentren wie in Europa. Technologisch war der Reisanbau dagegen anspruchsloser als Hafer und Roggen. Der Nassfeldanbau von Reis erforderte zwar eine entwickelte Wasserwirtschaft. Das betraf aber vor allem den Kanalbau, nicht

die Wassermühle mit ihren Folgeinnovationen. Während im China des 8. Jahrhunderts massenweise Wassermühlen zerstört wurden, begann im Frankenreich der systematische Ausbau von Wassermühlen, die auch noch unter besonderem Rechtsschutz standen. Der chinesische Reisanbau erforderte kein Pflügen und damit auch keine Weiterentwicklung der Metallwirtschaft. Auch Pferd und Ochse und allgemein die Grossviehhaltung waren nicht zentral, zumal die hohen Reiserträge die Verwendung von Kulturland für Viehwirtschaft nicht attraktiv erscheinen liessen.

Der grossflächige Anbau von Reis privilegierte nach Mitterauer Stabilität und Tradition gegenüber sozialer Mobilität. Als ideelle Mobilitätsbremse wirkte auch der Ahnenkult des Konfuzianismus, während das Christentum dem Ahnenkult entgegenwirkte.

Star der Global History

Zum anderen aber wurde China zum unverzichtbaren Gegenstand des Genres «global history», das seit zehn Jahren blüht. Hier stehen nicht die europäische Sonderstellung, sondern eher die Gemeinsamkeiten bei Problemstellungen und Lösungsansätzen und die Beziehungsgeschichte zwischen den Gesellschaften und ihre Vernetzung im Mittelpunkt. Historiker müssen die Welt nicht mehr erfinden, um Weltgeschichte zu schreiben. Sie liegt vernetzt und globalisiert vor ihrer Türe und erinnert daran, dass es womöglich bereits vor dem Glasfaserkabel und der elektronischen Kommunikation Vernetzung und Transfer zwischen den Kontinenten gab. Es ist daher kein Zufall, dass China in dem neuen Genre der «global histories», wie sie etwa Timothy Brook, Christopher Bayly und Jürgen Osterhammel geschrieben haben, eine besonders prominente Rolle spielt. China ist hier nicht mehr der Hintergrund, vor dem Europa strahlt, sondern ein Ort von Innovation und Kontinuität, von dem aus sich Netzwerke bilden. Hervor treten voneinander unabhängige Erfindungen, parallele Entwicklungen, Beziehungsgeschichten von dem immer wieder bemühten Marco Polo bis zu den chinesischen Wanderarbeitern und der Expo 2010.

Insgesamt tritt dabei eher die historische Bedingtheit europäischer Innovationen hervor. Der Exportartikel Universität stiess im 19. Jahrhundert in Ostasien auf eigene Gelehrtentraditionen. In China regte sich Kritik an der Spezialisierung und fachlichen Differenzierung



in der europäischen Universität. Das Japan der Meiji-Zeit dagegen zeigte grosses Interesse an den europäischen Bildungstraditionen. Dies deutet keineswegs auf einen Rückstand in Administration und Bildung in China hin. Volkszählungen waren bereits zwischen 1368 und 1398 durchgeführt worden, auch die Tradition des Buchdrucks war besonders alt. Zudem war die disziplinierende Wirkung von Examina in China bekannt, lange bevor sie für den preussischen Staatsdienst eingeführt wurde – deren Wirkung war dabei vergleichbar. Die harten Prüfungen für kaiserliche Beamte wirkten Klientelnetzwerken entgegen und verpflichteten die Kandidaten auf abstrakte Loyalitäten. ■

La Chine en quête de savoir européen

Joint ventures, fusions, rachats de marques, création d'entreprises ou implantation de centres de recherche et de développement : les dragons rouges font preuve d'audace et n'hésitent pas à utiliser la machinerie lourde pour s'implanter sur le marché européen et grignoter avec appétit leur part du gâteau. Une tendance hégémonique qui fait grincer les dents de certains.

Philippe Gugler et Laura Vanoli

dossier

China auf Eroberungskurs

Seit der Öffnung gegen aussen am Ende der 70er-Jahre lebt und erlebt China ein wahrhaftiges Wirtschaftswunder und zieht eine wachsende Anzahl ausländischer Investoren an. Doch auch das Reich der Mitte selber hat mit der Jahrhundertwende den Globalisierungskurs aufgenommen und beschlossen, ins Ausland zu investieren. Entsprechend nahm der Geldfluss von China nach Europa zwischen 2005 und 2007 um rund 80 Prozent zu. Da die Mehrzahl chinesischer Unternehmen aber nicht über konkurrenztaugliche Vorteile verfügt, sucht China in erster Linie den Anschluss an europäische Konkurrenten, um sich so deren Wissen in Technik und Management anzueignen: Joint-Ventures, Fusion und Übernahmen gehören je länger, je mehr zur Tagesordnung, wie die beiden Übernahmebeispiele der Automobilmarken Volvo und MG Rover zeigen. Sei das Ziel nun eine möglichst grosse Rendite der Investitionen oder das Erreichen von politischen und strategischen Vorhaben: Der hegemoniale Vormarsch des asiatischen Riesen lässt die Weltwirtschaft erzittern.

La Chine, autrefois puissance économique incontestée, a su retrouver la ferveur d'antan pour faire face aux défis actuels, à savoir combler le retard économique qui la sépare des plus importantes économies mondiales que sont les Etats-Unis et l'Europe. Mais comment expliquer ce véritable «miracle» économique ? Ce sont les réformes de 1978 qui vont dynamiser la croissance chinoise; le géant asiatique abandonne sa politique d'autosuffisance autarcique et s'ouvre finalement vers l'extérieur. Les différentes mesures déployées favorisent les importations et exportations, elles attirent un nombre croissant d'investisseurs étrangers grâce à l'amélioration des infrastructures physiques et institutionnelles, ainsi qu'aux avantages fiscaux offerts. De par la grandeur de son marché, l'Empire du Milieu offre un potentiel de croissance pour les multinationales étrangères à ne pas sous-estimer. Ainsi, les années 90 marquent l'éclosion des investissements directs de l'étranger (IDE entrants) faisant de la Chine le premier bénéficiaire d'IDE dans le monde. En outre, son adhésion à l'Organisation Mondiale du Commerce (OMC) en 2001 contribue à cette expansion fulgurante du commerce international. Dans les années 2000, le gouvernement chinois passe d'une politique dite de «portes ouvertes» à une politique de globalisation dont le slogan, «Go Global», ne laisse aucun doute sur l'objectif visé : inciter les entreprises chinoises à investir à l'étranger. Se posent alors trois questions essentielles : pourquoi investir à l'étranger, où investir et sous quelle forme ?

«Go Global» en Europe

Les investissements chinois à l'étranger suscitent l'intérêt du monde académique et des

économies avancées telles les Etats-Unis et l'Europe. Bien que leur part dans les flux d'investissements directs mondiaux reste relativement faible, leur taux de croissance à partir de 2003 impressionne (environ +80% en moyenne par année, selon CNUCED, WIR 2009), en particulier celui des flux d'investissements chinois vers l'Europe qui croît d'environ 80% entre 2005 et 2007 (MOF-COM, 2008 Statistical Bulletin of China's Outward FDI). Pour adopter une stratégie optimale face à la montée en puissance du géant asiatique, l'Europe doit analyser le comportement de ce dernier en termes d'investissements et son impact sur l'économie européenne.

Dans la littérature académique, les IDE chinois vers l'Europe sont motivés par l'accès à un nouveau marché de taille relativement importante ou par la recherche d'avantages stratégiques, à savoir des marques de renommée internationale, l'accès à des technologies de pointe, l'accès à un réseau de distribution, de clients et autres. Ces deux types de motivation se traduisent par des formes d'investissements diverses : des créations d'entreprises (filiales ou centres de recherche et développement R&D), des «joint ventures» ou encore des fusions et acquisitions.

L'heure des manœuvres stratégiques

Selon le paradigme éclectique de Dunning, les multinationales désireuses d'investir à l'étranger doivent posséder un avantage compétitif spécifique par rapport aux entreprises actives dans le pays-hôte, ce qui n'est pas le cas pour la majeure partie des firmes chinoises investissant en Europe. Seules certaines d'entre-elles, grâce à un avantage compétitif sur le marché domestique chinois, se lancent dans la création de filiales ou de

Philippe Gugler est professeur ordinaire au Département d'économie politique et directeur du Centre de recherche sur la compétitivité à la Faculté des sciences économiques et sociales.

philippe.gugler@unifr.ch

Laura Vanoli est assistante Fonds national au Centre de recherche sur la compétitivité.

laure.vanoli@unifr.ch



centres de R&D en Europe. Huawei et ZTE, par exemple, toutes deux actives dans le secteur des télécommunications, ont implanté respectivement un centre de R&D en Suède au sein du cluster de Kista et diverses filiales dans toute l'Europe occidentale. Haier, entreprise produisant de l'électroménager, a également choisi l'Europe, en particulier l'Italie, l'Allemagne, les Pays-Bas et le Danemark, pour l'implantation de ses centres de recherche, design et développement. Ces IDE leur permettent non seulement d'accéder au marché européen et ainsi de grignoter des parts de marché, mais aussi de puiser dans la main-d'œuvre qualifiée que possède l'Europe.

Néanmoins, les firmes chinoises n'ont, en leur grande majorité, aucun avantage compétitif et ne pourraient survivre seules sur le marché européen. En fins stratèges, les dragons rouges s'allient à leurs « concurrents » européens afin d'acquérir leurs connaissances tant technologiques que managériales. Pour ce faire, les entreprises chinoises créent des « joint ventures » (JV) avec leurs partenaires européens, fusionnent ou alors acquièrent certaines, voire toutes les parts d'une firme européenne. La dernière acquisition en date est celle de la marque automobile suédoise internationalement connue, Volvo. Toujours dans le secteur automobile, Nanjing Automobile Group rachète en 2005 MG Rover, constructeur britannique. Le secteur de l'électronique n'est pas épargné. En effet, TCL acquiert en 2002 Schneider Electronics, entreprise allemande, en 2004 Thomson, le géant de l'électronique en France, et crée une JV avec Alcatel, entreprise de télécommunications, en 2004. L'industrie chimique française et britannique est également assaillie par l'emprise chinoise; China National Bluestar rachète Adisseo, Rhodia et Fibres Worldwide entre 2005 et 2007. Cet engouement pour l'Europe et ses secteurs de pointe semble se renforcer depuis quelques années, ce qui laisse présager d'importants défis pour l'économie européenne et le maintien de sa compétitivité au niveau mondial.

L'Etat, premier investisseur chinois

L'Etat joue un rôle prédominant dans le paysage économique chinois. Non seulement il supporte l'internationalisation des entre-

prises chinoises et contrôle les plus grandes d'entre-elles, mais il investit aussi directement à l'étranger par l'intermédiaire des deux fonds souverains qu'il détient, la « SAFE Investment Company » et la « China Investment Corporation » (CIC). La Chine, connue pour ses réserves excédentaires vis-à-vis de l'étranger, décide de les faire fructifier, d'abord par la SAFE, puis par la CIC créée en 2007, qui constitue aujourd'hui l'un des plus importants fonds souverains au monde. Les investissements de la CIC en Europe restent relativement marginaux, tandis que ceux de la SAFE se concentrent au Royaume-Uni dans des entreprises cotées à la bourse de Londres. Le secteur privilégié est celui des ressources naturelles (pétrole et gaz), primordial pour l'économie chinoise, où elles font défaut. La question sous-jacente à ce genre d'investissements est la suivante : quelles sont les intentions du gouvernement chinois ? Est-ce la maximisation du retour sur l'investissement ou est-ce une volonté d'atteindre des objectifs à caractère politique et stratégique ?

Dès lors, l'ascension de la Chine au rang des plus grandes économies mondiales suscite quelques vives réactions au sein de la communauté européenne et également outre-Atlantique. La tentation hégémonique du géant asiatique se fait sentir et requerra une attention particulière dans les années à venir. ■

Langer Weg zum chinesischen Christentum

Wieviel Anpassung an indigene Bräuche und Riten ist nötig, um mit der christlichen Mission auf fruchtbaren Boden zu stossen? Eine heikle Frage, die auch in der bewegten Missionsgeschichte Chinas keine Antwort fand und die Geister zu scheiden wusste. Möglich, dass China selbst uns zeigen wird, wie viel Inkulturation es braucht, damit der christliche Glaube auch in Asien seinen Weg findet.

Mariano Delgado

dossier

Quel chemin chrétien pour la Chine ?

Après avoir donné la permission à quelques Jésuites et moines mendiants de venir prêcher l'Évangile à l'intérieur de ses frontières, la Chine a connu vers 1600 sa première et plus forte affluence de missionnaires chrétiens. Les Jésuites appliquaient la méthode de l'«accommodation» pour tenter d'adapter leur religion aux cultures asiatiques, jusqu'à ce que le Pape Benoît XIV interdise en 1742 les rites chinois, signifiant la fin provisoire de cette méthode. Si à l'heure actuelle, l'Église tente une nouvelle approche définie sous le terme d'«inculturation», elle s'est aussi posé la question – avec le Concile Vatican II – si elle ne devrait pas plutôt miser sur un «aggiornamento» fondamental face à la culture moderne. La question reste ouverte: est-ce qu'un nouveau chemin se profile en Chine vers un nouveau christianisme «adapté» ou est-ce que la voie asiatique n'est pas davantage celle d'une interprétation de la foi plus profonde (Karl Rahner), par exemple en rapport avec l'interprétation de la volonté universelle de salut et l'action de l'Esprit Saint dans le monde.

«Aber dieses Evangelium vom Reich wird auf der ganzen Welt verkündet werden, damit alle Völker es hören; dann erst kommt das Ende» (Mt 24,14). Dieses Bibelwort entfachte im 16. Jahrhundert unter den frommen christlichen Missionaren ein wahres eschatologisches Fieber, denn sie sahen darin die Möglichkeit, das Ende der Welt zu beschleunigen; ein Ende, das sie auch ersehnten, glaubten sie doch, dass alles hier Schall und Rauch ist, während das wahre Leben erst nach der Wiederkunft des Herrn als Weltenrichter beginnt. So verwundert es nicht, dass spanische Bettelbrüder um die Mitte des 16. Jahrhunderts, nach dem erfolgreichen Abschluss der Mexiko-Mission, nach China übersetzen wollten, um das Bekehrungswerk dort fortzusetzen. Die missionarische China-Begeisterung erreichte um 1600 einen ersten Höhepunkt: Das Reich der Mitte hatte einigen Jesuiten und Bettelbrüdern erlaubt, friedlich für das Evangelium zu werben. Das Zauberwort dazu war die besonders von den Jesuiten geprägte Methode der «Akkomodation» des Christentums an die asiatischen Hochkulturen. Selbst die römische Kongregation «De Propaganda Fide» wies die Missionare 1659 an, die Chinesen nicht zu europäisieren, sondern ihre «Riten, Gebräuche und Sitten» zu erlauben, «sofern diese nicht ganz klar und eindeutig dem Glauben widersprechen. Nach dem «Ritenstreit» verbot bekanntlich Papst Benedikt XIV. 1742 die chinesischen Riten, was ein vorläufiges Ende der Akkomodationsmethode bedeutete.

Das Pferd nicht am Schwanz aufzäumen

Heute wird unter dem Stichwort «Inkulturation» erneut um eine Annäherung gerungen. Für eine Religion mit globalem Anspruch eine Aufgabe von zentraler Bedeutung. Im Verlauf des asiatischen Inkulturationsprozesses «wird sich die Gestalt der christlichen Botschaft von den traditio-

nellen abendländischen Formen ebenso tiefgreifend unterscheiden wie das Glaubensbekenntnis der Alten Kirche von der Botschaft Jesu vom Reich Gottes», schrieb unlängst der Münchner Theologe Peter Neuner. Dabei könnte neben dem abendländischen ein neuer historischer Weg des Christentums entstehen, so Gottlieb Söhngen, der Doktorvater Joseph Ratzingers, bereits 1959. Dieser widersprach 1960 seinem Lehrer und dem gängigen Defätismus in der Missionswissenschaft, wonach das Christentum in der Dritten Welt nicht gut vorankomme, weil es ein westlicher Export sei. Ratzinger verwies auf das Phänomen des Marxismus und der modernen Globalkultur, die auch westliche Exporte seien und weltweit rezipiert werden, ja mancherorts, wie in China, mit mehr Eifer als bei uns. Anschliessend fragte er sich, ob denn das Christentum bei uns selbst heute besser verstanden werde als in der aussereuropäischen Welt: «Wir müssen uns endlich eingestehen, dass das Christentum in der seit Jahrhunderten konservierten Form bei uns im Grunde nicht besser verstanden wird als in Asien und Afrika. Es ist nicht nur dort fremd, sondern auch bei uns, weil ein Schritt ausgefallen ist: der vom Mittelalter zur Neuzeit. Das Christentum lebt gerade auch bei uns selber nicht in unserer eigenen, sondern in einer uns weitgehend fremden Gestalt, der Gestalt des Mittelalters». Diesen Schritt nachzuholen sei die Aufgabe der Gegenwart: «So ist die primäre Aufgabe, die sich die Theologie im Hinblick auf die Mission stellt, nicht die Akkomodation an östliche oder afrikanische Kulturen, sondern die Akkomodation an unseren eigenen, gegenwärtigen Geist». Um dies zu leisten, wurde bekanntlich das Zweite Vatikanische Konzil einberufen.

Nicht anders, nur besser

Die beachtenswerte Aufnahme der modernen Globalkultur durch Indien, China und Japan lässt in der Tat berechtigte Zweifel darüber aufkommen, ob es in Asien zu einem neuen Weg ►

Mariano Delgado, ordentlicher Professor, ist Präsident des Departements für Patristik und Kirchengeschichte und Direktor des Instituts für das Studium der Religionen und den interreligiösen Dialog. www.unifr.ch/ird
mariano.delgado@unifr.ch

des Christentums kommen wird. Jeder neue Weg würde früher oder später durch die Abwehr der «Irrtümer der Zeit» zu einer neuen Dogmatisierung führen. Um solche Dogmatisierungsprozesse nicht zu wiederholen, sollten wir nicht lieber den Dogmatisierungsprozess der alten Konzilien als für alle Kulturen und Christentümer «normativ» betrachten? Die auf dem Boden des Hellenismus erfolgte Inkulturation wird daher – davon gehe ich aus – ein bleibendes Übergewicht in den Identitätsmerkmalen eines asiatischen Christentums behalten, wenn auch hier und da die theologischen Akzente anders gesetzt werden könnten. Karl Rahner erhoffte sich z.B. von einer asiatischen Inkulturation keinen grundsätzlich neuen Weg, sondern einen Weg zu einem tieferen Glaubensverständnis, etwa im Zusammenhang mit der Auslegung des universalen Heilswillens Gottes. Vielleicht werde eine östlich-asiatische Theologie das geschichtliche Denken der westlichen Theologie überwinden und deren Vorordnung der Christologie vor der Pneumatologie und Gnadentheologie umkehren: «Vielleicht wird sie eine Pneumatologie, eine Lehre von der innersten, vergöttlichenden Begnadigung aller Menschen (als Angebot an ihre Freiheit) wegen des allgemeinen Heilswillens und wegen des legitimen Respektes vor allen grossen Weltreligionen auch ausserhalb des Christentums zum fundamentalen Ausgangspunkt ihrer gesamten Theologie machen und

von da aus – vielleicht gar nicht ohne erhebliche Anstrengungen – ein wirkliches und radikales Verständnis der Christologie zu gewinnen suchen. Einer solchen Theologie wird vielleicht ein Wort wie Joh 7,39 (Der Geist war noch nicht gegeben, weil Jesus noch nicht verherrlicht war) weniger naheliegen und verständlich sein als Sätze in der Schrift, die den allgemeinen Heilswillen Gottes rühmen, den Geist durch alle Propheten reden lassen und ihn ausgegossen wissen über alles Fleisch».

Im Vertrauen auf Gott

Die asiatische Inkulturation ist nicht zuletzt eine «spirituelle Aufgabe», für die das Prinzip der Mystik und der knienden Theologie gilt: sich kontemplativ und anbetend in das Geheimnis Jesu Christi zu vertiefen, in dem alle Schätze von Gottes Weisheit und Wissen verborgen sind, wie es in Kol 2,3 heisst. Sich darauf beziehend betonte Johannes vom Kreuz (1542-1591) nachdrücklich, «dass für die heiligen Gelehrten und heiligen Menschen das Allermeiste noch zu sagen und zu verstehen aussteht». In diesem Sinne kann man auf den chinesischen Weg des Christentums wirklich gespannt sein – und auch auf den europäischen. ■

Nikolaus Fiva, erster Schweizer in China

Nikolaus Fiva wurde am 15.8.1609 als jüngster von sieben Söhnen des Petrus de Fiva und der Barbara de Reyff in Freiburg im Üechtland geboren. Nach der gymnasialen Ausbildung am Kolleg St. Michael (1622-1628) trat er 1628 in die Gesellschaft Jesu ein und machte das Noviziat in Landsberg (Bayern). Sein Bruder Jacques Fiva (1605-1650), ebenfalls Jesuit, wurde Professor für Mathematik und Hebräisch in Ingolstadt. Da Nikolaus auch eine Begabung für die Mathematik erkennen liess, wurde er für die Asienmission bestimmt, denn nur durch Überlegenheit in naturwissenschaftlichen Disziplinen konnten Missionare das Herz der dortigen Eliten gewinnen. 1635 kam er mit 32 anderen Jesuiten über Lissabon nach Goa. Er vollendete dort seine Studien der Theologie und wurde zum Priester geweiht. Von Goa wurde er Ende 1636 nach Macao geschickt, wo er sich – je nach Entscheid der Or-

densoberen – auf die chinesische oder die japanische Mission vorbereiten sollte. Zu Beginn des Jahres 1638 wurde er nach Nanking gesandt. Ende 1638 erhielt er den Auftrag, nach Hangzhou zu reisen, um dort dem bald 80-jährigen, von Alter und 50-jähriger Missionsarbeit gebrochenen P. Lazarus Cataneo in der Missionsarbeit beizustehen. Mit grossem Eifer begann Fiva hier die Missionsarbeit, wo er am 15.8.1640 starb. Obwohl Fiva, der erste Schweizer in China, nur kurz als Missionar wirkte, konnte er eine bis heute bestehende, neue Christengemeinde in Kia Chan in der Nähe der Hauptstadt Hangzhou gründen, die ihm ein ehrendes Andenken bewahrt. Bei seiner Missionstätigkeit suchte er den Kontakt zu den Gelehrten (der Literatenvereinigung). Von Fiva sind zwei Briefe an Johann Wagner SJ, Rektor des Kollegs St. Michael (1629-1637) erhalten: den ersten schrieb er 1635 von Lissabon, den zweiten am 1. Januar 1637 von Macao.



WRONG WAY

DEAD
STOP
END

NO
EXIT

Fribourg-Paris-Shanghai : regards historiques croisés

Politique de natalité, Sonderfall, une Mecque sur la place Tienanmen... Les questions fusent lors des «Rendez-vous de Shanghai», une semaine de cours-séminaires en histoire contemporaine sur terre chinoise à laquelle prennent part des historiens fribourgeois. But de cette aventure académique : partager les points de vue et échanger les idées en s'inspirant des différentes réalités historiques.

Claude Hauser et Anne-Françoise Praz

dossier

Treffpunkt Shanghai

Seit zwei Jahren nimmt das Departement für Historische Wissenschaften der Universität Freiburg teil am sogenannten «Rendez-vous von Shanghai», einer Kurs- und Seminarwoche in Zeitgeschichte, organisiert durch die Ecole normale supérieure de l'Est de la Chine. Ziel ist es, mit diesen Rendez-vous die wissenschaftlichen Kontakte zwischen chinesischen und europäischen Historikern zu fördern und chinesischen Studierenden den direkten Dialog mit europäischen Professoren zu ermöglichen. Als Repräsentanten der Universität Freiburg konnten die Profs. Anne-Françoise Praz und Claude Hauser anlässlich dieser Treffen eine vielfältige Themenauswahl einbringen, wie beispielsweise den «Sonderfall Schweiz». Über die Zeitgeschichte werden sowohl die zahlreichen Unterschiede zwischen den Ländern, wie auch eine Vielzahl an Parallelen sichtbar.

*Anne-Françoise Praz est professeure associée dans le Domaine Histoire des sociétés modernes et contemporaines. anne-francoise.praz@unifr.ch
Claude Hauser est professeur ordinaire dans le Domaine Histoire des sociétés modernes et contemporaines. claude.hauser@unifr.ch*

«Pourquoi le Vatican est-il resté en place à Rome, lorsque la ville est devenue capitale politique de l'Italie ? C'est comme si on construisait une Mecque sur la place Tienanmen !». La question déconcertante d'un étudiant chinois interroge pertinemment le lien religion-politique dans l'histoire européenne et nous renvoie à notre propre «exotisme» par rapport à d'autres cadres d'analyse.

L'Histoire pour se rencontrer

Depuis deux ans, le Département des sciences historiques de l'Université de Fribourg a le privilège d'être associé à un programme de formation et de coopération scientifique avec la Chine, en histoire contemporaine. L'initiative a été lancée en 2004 par la Maison des Sciences de l'Homme et l'Université de Paris I Panthéon-Sorbonne, avec divers partenaires chinois comme la Société chinoise d'études d'histoire de France, l'Université de Zhejiang (Hangzhou) et l'Ecole normale supérieure de l'Est de la Chine (Shanghai). Cette dernière organise les «Rendez-vous de Shanghai», une semaine de cours-séminaires en histoire contemporaine programmée chaque automne, avec le double objectif d'intensifier les contacts scientifiques entre historien(ne)s de Chine et d'Europe et de permettre à une quarantaine de jeunes étudiant(e)s chinois(e)s de dialoguer directement avec des professeur(e)s européens.

Un «Sonderfall» qui intéresse

En 2008, première année de participation académique fribourgeoise, la thématique de cette Université d'automne portait sur les «représentations du passé et de l'avenir», entre histoire et mémoire. Pour l'his-

toire culturelle qui est d'abord une histoire sociale des représentations, cette prise en compte de l'avenir est tout aussi importante que l'analyse du poids des héritages et du passé. En développant la manière dont la Suisse a peiné à s'affranchir d'une mémoire sans avenir, construite dès les années 1930 autour des valeurs officielles et propagandistes de la Défense nationale spirituelle, qui cultivait l'idée sclérosante d'un «Sonderfall Schweiz», le Prof. Claude Hauser a analysé les raisons culturelles du lent chemin d'ouverture à l'Europe et au monde emprunté par la Confédération dans la seconde moitié du XX^e siècle. Une ouverture qui n'a notamment pu se faire que par les efforts, dès les années 1960, d'une nouvelle génération d'intellectuels critiques face à la prétendue «exceptionnalité suisse», processus qui n'a pas manqué d'attirer l'attention de l'auditoire chinois participant à ces débats.

Des parallèles sino-européens

Les intervenant(e)s de l'année 2009 étaient invités à réfléchir aux «représentations de l'espace». Dans une Chine marquée par une recomposition des pôles d'attraction économique, par d'importantes migrations intérieures et une volonté de se repositionner au niveau mondial, les diverses interventions appelaient de nombreux parallèles : la transformation des capitales européennes au XIX^e, la création d'un marché intérieur national en France, l'espace géopolitique avant et après la guerre froide, pour ne citer que ces interventions. Comme contribution de l'Université de Fribourg, la Prof. Anne-Françoise Praz a évoqué la construction de l'espace national suisse à travers les statistiques de population. Bien plus qu'aux catégorisations sta-

tistiques, les étudiant(e)s se sont intéressés aux fluctuations de la natalité et à la manière dont le «gouvernement suisse» avait limité les naissances...

Soif d'échanges et d'idées

Le contact avec les étudiant(e)s chinois(es) révèle une génération avide de connaître d'autres univers et d'entendre d'autres points de vue. Si le formalisme et le sens aigu de la hiérarchie étudiants-professeurs frappent parfois l'observateur occidental, les questions deviennent progressivement plus directes et, à l'issue des séances, l'intervenant(e) est assailli(e) par des étudiant(e)s qui veulent poursuivre la discussion ! Ces débats se font par ailleurs dans un esprit d'ouverture et de libre critique, ce qui révèle l'importance des échanges culturels et de la circulation des idées pour l'ouverture et la meilleure connaissance de l'Autre, de plus en plus loin des a priori idéologiques. Dans le même esprit, les points de vue extérieurs, souvent affûtés et critiques, exprimés par les intervenants occidentaux participant à ces rencontres scientifiques internationales, et traduits en chinois, élargissent le champ des possibles et résonnent de manière particulièrement forte dans les auditoriums des universités chinoises.

Des échanges soutenus par le rectorat

C'est grâce à l'initiative de la Prof. Duanmu Mei, ancienne étudiante à Fribourg (voir p. 18) très active dans l'organisation chinoise des «Rendez-vous de Shanghai», que l'Alma mater participe à ce programme d'échanges. Le rectorat a décidé d'encourager cette initiative et un protocole d'accord entérinant

cet engagement a été signé en septembre 2009 à Shanghai – par l'entremise de Marielle de Dardel, responsable du Service des relations internationales de l'Université de Fribourg – avec l'Université de Paris I Panthéon-Sorbonne et la Maison des Sciences de l'Homme, répondants européens du projet de coopération. Cette collaboration sino-franco-suisse a été renforcée en février 2010. Tout d'abord, le Prof. Claude Hauser a été invité à un dialogue avec l'écrivain de Canton Lu Jiandong sur la «Figure de l'intellectuel», organisé à l'Espace des Blancs-Manteaux, à Paris, dans le cadre des «Rendez-vous des sciences humaines». Point fort des échanges académiques, les «Rencontres Suisse-Chine» organisées à Fribourg du 23 au 25 février ont permis à une importante délégation professorale chinoise de mieux connaître l'Université de Fribourg, d'y nouer des contacts élargis et d'exprimer par un programme de conférences intensif ses points de vue sur le rôle des intellectuels en Chine au XX^e siècle et l'évolution de la société chinoise contemporaine durant les années 1980. Enfin, sur cette lancée, le Prof. Gilbert Casasus a pu présenter à l'Université de Paris I Sorbonne la «nouvelle réalité européenne et les conditions de l'Europe puissance» dans une journée d'études consacrée à «L'invention de l'Asie et de l'Europe». Autant d'échanges et de contacts qui sont appelés à se poursuivre, notamment cet automne avec une nouvelle participation des historiens contemporanéistes de l'Université de Fribourg aux «Rendez-vous de Shanghai», qui s'intéresseront à «La ville et l'évolution de l'espace urbain», exposition universelle oblige... ■

Von Shanghai nach Freiburg

Welchen Zug soll ich nehmen?! IC? IR? S-Bahn? Aber wo ist der Kondukteur vor dem Perron? Mit schwerem Gepäck beladen, zögere ich am Ausgang des Zürcher Flughafens. Es ist anders als China: das Verkehrssystem, die Lebensweise und die Gewohnheiten.

In Shanghai herrscht sieben Tage die Woche geschäftiges Treiben. Die Einwohner verteilen sich auf 13 Metrolinien, 974 Buslinien und die Hochgeschwindigkeitsmagnetschwebbahn, und jedermann ist in grosser Hast. Ich war gewohnt, dass die Geschäfte bis abends um zehn geöffnet haben und die Lebensmittelgeschäfte immer geöffnet sind. Dann komme ich spät abends in Freiburg an und wollte noch etwas zu essen kaufen. Zu meiner Überraschung sind alle Läden schon zu.

Jeden Tag wenn ich das Fenster öffne, blicke ich über die prächtigen Voralpen, höre die Gesänge der Vögel und die Glockenklänge der Kathedrale. Mich beeindruckt das Nebeneinander von der modernen Stadt Freiburg und der Altstadt. Die Altstadt wird geschützt und dadurch wird die Geschichte bewahrt. Davon können wir lernen. Ich erinnere mich, wie ich mich noch in Shanghai gefragt habe, ob ich wieder eine Stunde Fahrt bis zur Universität haben werde. Als ich dann in Freiburg ankam, realisierte ich, im Vergleich zu Shanghai, wie klein und ruhig Freiburg ist. Aber auch, dass es nur sehr wenig Zeit in Anspruch nimmt, in die Natur zu fahren. Jetzt freue ich mich sehr, die Ruhe und den Frieden in Freiburg zu geniessen.

Die Chinesen träumen von der Harmonie zwischen Mensch und Natur, und die habe ich in Freiburg gefunden.

Bao Zhong ist Doktorandin in Zeitgeschichte und absolviert derzeit einen durch ein Rektoratsstipendium ermöglichten Forschungsaufenthalt an der Universität Freiburg.



© Qu Lan

Souvenirs fribourgeois

Chinoise originaire de la province d'Anhui, la Prof. Duanmu Mei a étudié durant trois ans (1984-1987) l'histoire contemporaine à l'Université de Fribourg. Une formation qui lui a permis à son retour à Beijing de poursuivre une brillante carrière académique et de former une nouvelle génération d'historiens francophones en Chine. Témoignage.

Duanmu Mei

dossier

Abenteuer Schweiz

Die politische Öffnung Chinas zu Beginn der 1980er-Jahre ermöglichte es Duanmu Mei, während dreier Jahre ein Studium der Zeitgeschichte an der Universität Freiburg zu absolvieren. Die Chinesin wurde an ihrem Wohnort im Justinuswerk mit einem sehr internationalen Umfeld konfrontiert, sie musste die französische Sprache erlernen und sich an eine gänzlich andere Form der Lehre in Zeitgeschichte gewöhnen, als sie es von China her gewohnt war, das damals noch sehr unter dem Einfluss der Ex-UdSSR stand.

Zahlreiche Erlebnisse, Bekanntschaften und Freundschaften später fasst die Studentin ihre Lizenziatsarbeit zum Thema «Die Schweiz zur Zeit Napoleons». Zurück in Peking, geht die junge Frau weiter den akademischen Weg und beginnt eine erfolgreiche Karriere mit ihrer Forschungsarbeit zu Frankreich und der Schweiz. Mittlerweile hat die Professorin zahlreiche Publikationen veröffentlicht, die letzte trägt den Titel «Nos Années en Suisse – suite», verfasst in Zusammenarbeit mit einer Gruppe ehemaliger Studierender und publiziert anlässlich des 60. Jubiläums der diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und China.

La Prof. Duanmu Mei est directrice d'étude de l'Histoire de France et de Suisse à l'Institut d'histoire mondiale de l'Académie des sciences sociales de Chine (CASS, Beijing), présidente de la Société chinoise d'études de l'Histoire de France et membre du comité de la China-EU Association et vice-présidente de l'Association des anciens étudiants chinois en Europe et en Amérique. duanmumei@hotmail.com

Je suis arrivée en Suisse en novembre 1984 pour effectuer mes études d'histoire contemporaine à l'Université de Fribourg. J'étais très contente de venir dans cette ville où mon père avait passé trois jours de vacances d'été en 1950, dont le 1^{er} août, alors qu'il était étudiant en droit à l'Université de Paris. C'est lui qui m'a décrit la première image de la Suisse et m'a présenté la montre Omega qu'il avait achetée à Genève comme cadeau à ma mère. C'est aussi lui qui m'a conseillé d'effectuer mes études d'histoire dans ce pays pour obtenir une vision plus objective, plus neutre et plus globale.

Pendant les années 1980, la Chine a commencé à s'ouvrir au monde. Après dix ans de «révolution culturelle» (1966-1976), son économie était non seulement au bord de la ruine, mais son système culturel et éducatif ainsi que la recherche scientifique étaient dévastés. Rares étaient les survivants parmi les intellectuels chinois de l'ancienne génération. Pour sortir de cette situation désastreuse, le gouvernement chinois a alors compris l'importance d'ouvrir le pays vers le monde extérieur, en particulier vers l'Occident, pour former une nouvelle génération d'intellectuels. Une vague d'étudiants, de jeunes universitaires et de chercheurs, a ainsi eu l'occasion de sortir du pays. Je fus l'une des bénéficiaires de cette politique d'ouverture.

Le parcours de la combattante

A Fribourg, j'ai beaucoup apprécié l'ambiance internationale et l'accueil de manière générale. Au Foyer St-Justin où j'étais logée, le Père Furrer, directeur de l'époque, organisait la vie quotidienne et animait les week-ends. On se sentait chez soi, on oubliait un peu le mal du pays. Lorsque j'ai commencé mes études, mon niveau de français était

insuffisant et j'avais de la peine à suivre les cours et les séminaires. De plus, l'enseignement de l'histoire des pays étrangers en Chine avant les années 1980 était tout à fait différent de celui dispensé en Suisse. L'influence de l'ex-URSS était encore bien réelle à l'époque, la plupart des professeurs d'histoire des pays étrangers étaient formés en Russie, les manuels et les livres de référence étaient traduits du russe en chinois. Heureusement, j'ai pu bénéficier de la compréhension et de l'aide de jeunes étudiantes suisses qui se sont approchées de moi lors des cours : le début de longues amitiés qui durent jusqu'à ce jour.

Je garde toujours un sentiment très reconnaissant envers le Prof. Roland Ruffieux, dont je suivais régulièrement les cours. En 1984, avant mon arrivée en Suisse, il avait déjà fait un voyage en Chine – c'était rare chez les Occidentaux – au titre de président de Pro Helvetia. La première fois qu'il m'a reçue dans son bureau, il m'a posé des questions sur mes études universitaires en Chine en m'écoutant attentivement. Ce professeur exigeant était curieux de savoir où j'avais appris le français. Lorsque j'ai rédigé mon mémoire sur «La Suisse à l'époque napoléonienne», il a corrigé les brouillons chapitre par chapitre et me faisait aussitôt savoir s'il n'était pas satisfait de mon travail. Cela m'a beaucoup impressionnée. Quelques fois le professeur et sa femme m'invitaient à manger chez eux avec leurs amis ou m'accompagnaient pour visiter les musées. Toutes ces occasions si précieuses m'ont aidée à mieux connaître la culture suisse.

Nos années en Suisse...

Après mes études en Suisse, je suis revenue à Beijing pour travailler à l'Académie des sciences sociales de Chine où j'effectue

depuis mes recherches sur l'histoire de France et de Suisse. Chez nous, on connaît très peu l'histoire suisse. J'ai ainsi publié plusieurs ouvrages et de nombreux articles dans les revues chinoises d'histoire, traitant de thèmes comme la Révolution française et la Suisse, l'origine et l'évolution de l'histoire de la Confédération suisse, les Suisses en Europe, l'histoire du consulat suisse à Canton, la culture suisse et la modernisation, etc. Lors de mon dernier passage à Fribourg en février 2010, dans le cadre des «Rencontres Suisse-Chine» organisées par le Département des sciences historiques, j'ai eu l'occasion de présenter, avec plusieurs autres collègues chinois, le deuxième volume du livre «Nos années en Suisse – suite», rédigé en chinois par un groupe d'anciens étudiants et publié à l'occasion du 60^e anniversaire des relations diplomatiques Chine – Suisse. Fribourg et son Université sont loin de Beijing par la distance, mais jamais loin de mon esprit et de mon cœur. ■



Des étudiants chinois, dans les années 30, lors d'un repas de midi dans la salle commune du Châlet de St-Luc (VS), appartenant à l'époque à l'Oeuvre St-Justin.

Les étudiants chinois et l'Oeuvre Saint-Justin : une longue histoire

Les étudiants chinois ont quasiment inauguré la Cité St-Justin à Fribourg, avant qu'elle ne s'installe dans ses murs actuels. Fondée en 1927 pour venir en aide aux étudiants étrangers, l'Oeuvre St-Justin continue de les soutenir aujourd'hui, animée par la conviction que, plus que jamais, la formation est la clé d'un véritable développement. A l'époque de sa création, l'Oeuvre a été toutefois motivée par un esprit de solidarité chrétienne où le prosélytisme n'était pas étranger. Il s'agissait notamment d'accueillir les étudiants des pays de mission et de les attirer dans les milieux catholiques afin de les soustraire «à l'influence des ennemis de l'Eglise» (premier rapport de l'Oeuvre publié en 1928). Le communisme expansionniste d'alors, dans ses composantes athées et matérialistes tout particulièrement, semblait constituer la menace la plus sérieuse. Il importait donc de se mobiliser et de former une élite chrétienne vivant dans les pays concernés par cette menace, évitant ainsi que l'Eglise n'y perde toute influence. Ainsi les étudiants chinois ont-ils constitué la première vague d'étudiants étrangers à bénéficier du soutien de l'Oeuvre St-Justin. A noter que cette aide ne se résumait pas seulement à l'attribution de bourses et de logements, mais comprenait aussi l'organisation de cours de langues et de camps de vacances. Le bulletin de St-Justin se félicite en maintes occasions de favoriser ses protégés dans la réussite de leurs études et de permettre à ces jeunes gens de provenances si diverses de vivre en bonne intelligence, notamment les étudiants chinois et japonais, en pleine époque de conflit sino-japonais.

L'un de ces brillants sujets, Yian Tsouan-Lin, effectua ses études à Fribourg de 1929 à 1937. Son doctorat en poche, il rentra en Chine pour occuper une chaire à l'Université catholique de Pékin. Selon le témoignage de sa fille, biochimiste retraitée de l'Université catholique de Louvain, il a toujours gardé un souvenir ému de Fribourg. Il épousa une compatriote peu avant son départ, et ce mariage célébré dans l'église de Bourguillon devait être le premier du genre à Fribourg. Yian Tsouan-Lin était en particulier reconnaissant envers l'Université de lui avoir permis de rencontrer l'écrivain français Romain Rolland, prix Nobel de littérature en 1915. L'écrivain qui séjournait alors sur les rives du Léman, sollicita les services du jeune homme pour l'aider à mieux comprendre la culture chinoise. Une longue amitié s'en est suivie, ainsi qu'une collaboration qui se concrétisa par la traduction d'un ouvrage de Romain Rolland en chinois. La traduction de cette oeuvre consacrée à Michel-Ange devait malheureusement disparaître lors des bombardements japonais à Shanghai. Durant les dernières années de sa vie et suite à son décès en 1978, sa fille Shou-He Yan a cherché à réunir tous les documents attestant cette collaboration. Elle rêve en particulier de mettre la main sur le texte original de la préface écrite par Romain Rolland pour la traduction chinoise de son livre, dont la version chinoise semble définitivement perdue. A propos de Fribourg, elle souligne encore le fait qu'elle-même et sa famille, mais aussi tous les Chinois «n'oublient jamais ceux qui les aiment et qui les aident».

Anne-Sylvie Mariéthoz

Islam in China: Von lokaler zu globaler Vernetzung

Sie leben seit Jahrhunderten in China, bestellen ihre Acker, gründen Unternehmen und ziehen Kinder gross. Sie gehören dazu – und waren doch nie Teil dieser Bevölkerung. Die geistige Öffnung hin zur islamischen Welt brachte zwar ein neues Selbstbewusstsein, verschlechterte aber gleichzeitig die Situation in der Heimat. Die islamische Minderheit in China kämpft einen Kampf ohne absehbares Ende.

Amir Sheikhzadegan

dossier

Une cohabitation conflictuelle

Avec près de 18 millions d'habitants, les Hui et les Ouïgours constituent les deux plus grandes minorités musulmanes de Chine. Les Hui sont établis dans pratiquement tout le pays et jouissent, en comparaison avec d'autres groupes, de grandes libertés religieuses. La situation est tout autre pour les Ouïgours qui en raison de leurs velléités d'autonomie sont sous surveillance constante. Avec la diffusion du courant «soufi» au 17^e siècle, la vie religieuse des musulmans a changé. Les soufis ont propagé une plus forte conscience de leur valeur et ont critiqué l'assimilation à la culture chinoise. Ainsi, la société musulmane en Chine s'est de mieux en mieux organisée et a commencé à se défendre toujours davantage contre les violences de l'Etat, respectivement des Chinois Han. L'une des raisons des conflits entre les Han et les musulmans, qui sont des plus actuels, est la migration massive des Han dans les régions à majorité musulmane et la politique répressive qui en découle.

*Amir Sheikhzadegan ist Doktorasistent im Bereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit des Departements für Sozialwissenschaften.
amir.sheikhzadegan@unifr.ch*

Die Geschichte des Islam in China ist die eigenartige Geschichte einer kleinen Minderheit, die ihre religiöse Identität in einer fremden Zivilisation über Jahrhunderte hinweg zu bewahren vermochte. In den treffenden Worten des renommierten Anthropologen Dru Gladney findet dieses Phänomen die folgende Beschreibung: «Muslims in China live as a minority community in a sea of people whom they see as largely pork-eating, polytheistic, secularistic, and 'heathen' (kafir). Nevertheless, many of their small and isolated communities have survived in inhospitable circumstances for over a millennium».

Von den 55 anerkannten Minoritäten in China gehören deren zehn dem islamischen Glauben an. Es sind dies die Hui-Chinesen, acht türkisch-altaische Völker (die Uiguren, die Kasachen, die Dongxiang, die Kirgisen, die Salar, die Usbeken, die Bonan und die Tataren) sowie die persischsprachigen Tadschiken. Die Muslime in China machen mit ca. 20 Millionen Angehörigen knapp zwei Prozent der chinesischen Bevölkerung aus und sind gänzlich sunnitischer Glaubensrichtung und Anhänger der hanafitischen Rechtsschule, die auch in Zentralasien als die dominierende Rechtsschule gilt. Die beiden grössten muslimischen Gruppen sind die Hui und die Uiguren, die gemäss dem chinesischen Zensus des Jahres 2000 jeweils eine Bevölkerung von 9,2 respektive 8,6 Millionen aufweisen.

Die Hui – und die anderen

Die Hui zeichnen sich nicht nur als die grösste muslimische Gruppe in China aus. Auch aus anderen Gründen nehmen sie unter den chinesischen Muslimen eine Sonderstellung ein. Sie sind praktisch im ganzen Land angesiedelt, während andere muslimische Gruppen vornehmlich in Grenzregionen zu Zentralasien konzentriert

sind. Sie geniessen grössere religiöse Freiheiten und stellen damit dem Gegenpol zu den Uiguren, welche aufgrund ihres Strebens nach grösserer Autonomie oder sogar Unabhängigkeit ständiger Überwachung und Repression ausgesetzt sind. Im Gegensatz zu den restlichen Muslimen gelten die Hui als weitgehend assimiliert und sind deshalb auch in höheren gesellschaftlichen Positionen vertreten. Zudem stechen sie hervor als die am meisten urbanisierten chinesischen Muslime. Die Hui unterscheiden sich weder äusserlich noch sprachlich, sondern nur durch ihre Religion von der Bevölkerung, in welcher sie leben. Diese grosse Anpassungsfähigkeit der Hui hat sich auch auf die Architektur ihrer Moscheen niedergeschlagen, die oft lokale Formen annimmt.

Neuer Einfluss mit Folgen

Im 17. Jahrhundert kam es zu einer Entwicklung, die das religiöse Leben der Muslime in China nachhaltig prägen sollte. Die als «Sufi» bezeichneten mystischen Strömungen, die bereits weite Teile der islamischen Welt erfasst hatten, breiteten sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch nach China aus. Dabei fanden die beiden Sufi-Orden der Qadiriyya und Naqshbandiyya grösseren Anklang. War der Islam in China bis anhin eine traditionelle, auf Riten bezogene Religion, was ihr die Bezeichnung Gedimu (= «alt, traditionell») brachte, so breitete sich mit dem Sufismus ein neues Islam-Verständnis aus. Gemäss den Sufis war der Islam nicht einfach eine Sammlung von Ritualen, sondern in erster Linie eine ganzheitliche Weltanschauung, die alle Facetten des Lebens, einschliesslich der Politik, umfasste. Die Sufi-Orden kritisierten die Gedimu für ihre Assimilation an die chinesische Kultur und warben für ein stärkeres Selbstbewusstsein der Muslime. Zudem bemängelten



© Qu Lan

sie die Fragmentierung der muslimischen Gemeinschaften und deren Zersplitterung in Tausende von isolierten Dorfgemeinschaften. So entstanden dank den straffen Organisationsformen der Sufis ausgedehnte soziale Netzwerke der Muslime. Das neue Bewusstsein weckte bei den chinesischen Muslimen ein reges Interesse an der Übersetzung islamischer Schriften. Somit entstand bald ein beachtlicher Kanon islamischer Schriften auf Chinesisch, der auch als Han-Kitab bekannt ist.

Dieser neue Geist hatte aber auch politische Folgen. Dank dem neu erwachten Selbstbewusstsein waren die Muslime nicht mehr bereit, die Übergriffe des Staates bzw. der Han-Chinesen gegen ihre Gemeinschaften wehrlos hinzunehmen. So kam es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Aufständen der muslimischen Bevölkerung, die jedoch allesamt niedergeschlagen wurden. Ernsthafte Konflikte gab es auch zwischen den Gedimu und den Anhängern der Sufi-Orden.

Konfliktreiches Zusammenleben

Eine der Ursachen der Konflikte zwischen den Han-Chinesen und den Muslimen, die auch heute nicht an Aktualität verloren hat, ist die Massenwanderung der Han-Chinesen in die mehrheitlich muslimisch bewohnten Regionen. Der dramatischste dieser Konflikte fand in den 1870er-Jahren in der südchinesischen Provinz Yunnan statt. Dabei sollen 60-85 Prozent der ca. eine Million zählenden Hui-Bevölkerung in dieser Provinz ums Leben gekommen sein. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte die

Massenwanderung der Han-Chinesen wieder ein. Dabei ist die Provinz Xinjiang besonders stark betroffen. Der Anteil der Han-Siedler in dieser Region ist nämlich von 5 Prozent 1949 auf 40 Prozent im Jahr 2000 angestiegen. Kommt es zu Konflikten zwischen den Einheimischen und den Einwanderern, so nimmt die Regierung dies als Vorwand, um ihre repressive Politik gegenüber der muslimischen Bevölkerung, die mehrheitlich aus Uiguren besteht, zu verstärken. Eine Reihe von Bombenanschlägen, die den radikalen Uigur-Organisationen zugeschrieben werden, hat zu einer Intensivierung der Repressalien geführt.

Anschluss an die islamische Welt

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Islam in China von einer skripturalistischen Welle aus der islamischen Welt erfasst. Fasziniert von der Lehre der sogenannten Salafi begann eine neue Gruppe der chinesischen Muslime namens Yihewanis (nach «Ikhwan al-Muslimin»), den Islam von Sufi-Einflüssen zu «säubern» und die Muslime zur Rückkehr zum «Ursprung des Islam» zu bewegen. Ähnlich wie ihr Vorbild im Nahen Osten bestand diese Lehre in ihrem Kern aus einer Hervorhebung der heiligen Schrift sowie einer Abkehr von lokalen Bräuchen und der Heiligenverehrung. Auch wenn die Yihewanis nicht überall Anklang fanden, so weckten sie unter den chinesischen Muslimen zumindest ein grosses Interesse am Austausch mit Zentren der sunnitischen Gelehrsamkeit im Nahen Osten. Somit ist die islamische Welt einen Schritt näher zusammengedrückt. ■

Grandeurs et tragédies des intellectuels chinois

Illustres lettrés à la cour impériale, révolutionnaires inspirés de la pensée occidentale, fondateurs du parti communiste et de la République populaire, autistes mis au ban de la société durant la «révolution culturelle», les intellectuels chinois ont connu une histoire mouvementée. Aujourd'hui en quête de leurs racines traditionnelles, ils s'interrogent sur l'avenir de leur patrie.

Dominique Dreyer

dossier

Von guten und schlechten Zeiten

Im alten China war ein Intellektueller auch ein Anhänger der Prinzipien Konfuzius und es waren diese Gelehrten, die das Herz der kaiserlichen Administration bildeten. Nach einer Periode des langsamen Niedergangs machte das Land am Ende des 19. Jahrhunderts Bekanntschaft mit einem neuen Genre an Intellektuellen: Diese waren im Ausland ausgebildet und konstatierten den tiefen Graben, der ihr Heimatland vom dynamischen Okzident trennte. Die neue intellektuelle Elite gab 1911 den kaiserlichen Institutionen den Gnadestoss und ebnete den Weg zur Revolution. 1921 gründete Chen Duxiu die Kommunistische Partei Chinas; 1949 proklamierte Mao Tse-tung die Volksrepublik und fand dabei breite Unterstützung unter den Intellektuellen Chinas, die durch die Versprechen zu politischen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen ermutigt wurden. Unvorstellbar waren da noch die Greuel, welche gerade die Intellektuellen während der Kulturrevolution erfahren sollten. Erst mit der von Deng Xiaoping 1979 eingeläuteten Politik der Öffnung und Reform entstand eine neue Generation an Intellektuellen, vereint durch die gemeinsame Ablehnung der vergangenen Übergriffe. Sie suchen ihre Wurzeln in der traditionellen Kultur ihrer Heimat, blicken dabei in die Zukunft und scheuen nicht davor zurück, Machtmissbrauch zu denunzieren.

Ambassadeur de Suisse en Chine de 2000 à 2004, Dominique Dreyer est docteur en droit de l'Université de Fribourg et chargé de cours dans le cadre du Master of Laws in Cross-Cultural Business proposé par la Faculté de droit.
dreyerdom@yahoo.com

Dans le cadre du voyage d'une délégation d'intellectuels chinois à Fribourg à la fin février 2010, Lu Jiandong, écrivain et enseignant à l'Institut de création et de littérature à Canton, a donné une conférence passionnante sur les intellectuels en Chine. S'attachant à ces derniers dans la Chine ancienne, il a souligné leur fidélité et leur contribution au développement politique du pays tout au long des siècles. Mais pour lui, les intellectuels chinois du début du XXI^e siècle ont perdu les valeurs de leurs prédécesseurs. Ils sont devenus des «techniciens», subjugués par l'«Occident» autant que par l'argent facile. Pour terminer son exposé, Lu Jiandong s'est référé à Qu Yuan (env. 340-278 av. J.C.), le premier grand poète chinois qui sacrifia sa vie par dépit après avoir été disgracié par son souverain dont il était le Premier ministre.

Primauté des valeurs éthiques

Pour comprendre ses propos, il faut sans doute s'attacher à définir le terme d'«intellectuel» dans le contexte chinois. Dans la Chine ancienne en effet, l'intellectuel, c'était le «lettré», versé dans la connaissance des classiques confucéens, de la littérature, de la poésie, et qui, recruté au travers de redoutables examens, formait le cœur de l'administration impériale. Le confucianisme fondait la légitimité du système impérial, le sujet devant loyauté au prince, ce dernier méritant par un comportement vertueux le «mandat du ciel». L'harmonie sociale étant basée sur les valeurs éthiques et le respect des hiérarchies sociales plutôt que sur le respect du droit, le lettré se devait d'adopter une conduite faite d'honnêteté et de justice. Assurément, cet idéal cachait trop souvent une réalité moins brillante, fluctuante au gré des aléas politiques, où l'arbitraire et la corruption, au demeurant souvent dénoncés, ne

manquaient pas d'exercer leurs effets pervers. Cet idéal a pourtant traversé les siècles, et ce n'est qu'en 1905 que l'antique système des examens impériaux, inadapté aux exigences du monde moderne, fut aboli.

D'héroïques lettrés

L'histoire chinoise garde le souvenir de nombreux lettrés qui ont défendu jusqu'à l'héroïsme leurs principes moraux. Dans la seconde moitié du XIX^e siècle, des lettrés-fonctionnaires comme Zeng Guofan (1811-1872) ou Li Hongzhan (1823-1901) se sont illustrés dans la défense d'un régime impérial en déconfiture, l'un en sauvant la dynastie lors de la révolte des Taiping (1851-1864), le second en faisant face aux pressions étrangères menaçant de coloniser la Chine. On peut citer Kang Youwei (1858-1927), candidat aux examens impériaux en 1898, qui, soutenu par un groupe de collègues, soumit au jeune Empereur Guangxu un mémoire préconisant des réformes radicales pour sortir la Chine du marasme dans lequel elle se trouvait, une tentative courageuse mais vaine.

Une Chine en pleine révolution

Au XIX^e siècle, la Chine impuissante à s'adapter à l'évolution du monde et à faire face à l'expansion des puissances européennes, souffrit un long déclin jusqu'à la moitié du XX^e siècle. A la fin du XIX^e siècle, un nouveau genre d'intellectuels vit le jour en Chine. Formés au Japon, en Europe ou en Amérique, ils réalisèrent le profond écart qui s'était creusé entre une Chine enfermée dans ses frontières et son passé et un Occident au dynamisme effréné, nourri par le progrès scientifique et le libéralisme politique et économique. Après la chute de l'Empire en 1911, il revint aux jeunes intellectuels formés à la pensée occidentale d'ins-



pirer et de guider les nouvelles réformes institutionnelles.

Le confucianisme cloué au pilori

On rappellera ici le rôle joué par la jeunesse intellectuelle chinoise au lendemain de la 1^{ère} Guerre mondiale, lorsque les puissances victorieuses s'apprêtèrent à remettre au Japon la province du Shandong, dont l'Allemagne avait fait sa colonie en 1897. Le 4 mai 1919, une grande manifestation de protestation à Pékin contraignit le gouvernement de l'époque à refuser de signer le Traité de Versailles, et marqua le départ d'une véritable révolution culturelle dominée par la grande figure de l'écrivain Hu Shi. Dans la fermentation intellectuelle foisonnante de cette époque, la révolution bolchévique et ses promesses de libération des peuples opprimés exercèrent une influence profonde. Un intellectuel en vue, Chen Duxiu (1872-1942), fonda en 1921, avec entre autres le jeune Mao Tsé-Toung, le parti communiste chinois. L'écrivain Lu Xun (1881-1936) domina la scène littéraire par son talent, mais surtout par l'acuité de sa critique sociale et sa dénonciation des maux de la société traditionnelle. Le confucianisme, vilipendé comme la source de tous les maux dont souffrait la Chine, se voyait rejeté par une élite intellectuelle impatiente de voir le pays retrouver son prestige dans le monde.

Errance dans un désert culturel

Dans ce contexte, aggravé par la guerre sino-japonaise et la guerre civile qui suivit en 1945, la proclamation de la République populaire par Mao Tsé-Toung le 1^{er} octobre 1949, bénéficia d'un large appui des intellectuels chinois.

Pouvaient-ils alors prévoir les tragédies qui allaient s'abattre à nouveau sur la Chine dans les décennies suivantes, l'infâme «campagne des cents fleurs», le désastre du «grand bond en avant», les horreurs de la «révolution culturelle» ? Humiliés, écrasés, ils furent réduits à l'état d'autistes dans un désert culturel sans précédent dans l'histoire chinoise.

Retour aux sources

La politique de réformes inaugurée en 1979 vit, malgré les limites imposées par le pouvoir, l'éclosion d'une nouvelle génération d'intellectuels, unis dans le rejet des excès passés, incités par ces excès mêmes à jeter un regard nouveau sur la culture traditionnelle. Ils y recherchent des valeurs propres à combler le vide moral causé par la déconfiture d'une idéologie décriée et par les débordements d'un développement fulgurant, certes nécessaire, mais encore incapable d'assurer une répartition équitable des richesses nouvellement acquises. Ils s'interrogent aussi sur l'avenir, sur les réformes politiques et sociales appelées à compléter et renforcer les acquis obtenus dans le domaine économique. Certains intellectuels n'hésitent pas à dénoncer ouvertement les erreurs et carences du pouvoir, au risque d'être muselés par ce dernier, traumatisé tant par les événements de Tiananmen en 1989 que par la désagrégation de l'URSS.

La réalité du monde intellectuel chinois est d'une complexité que nous avons souvent de la peine à mesurer. La barrière qui limite la compréhension avec les intellectuels chinois, loin d'être seulement linguistique, est aussi celle de notre méconnaissance de leur histoire, faite hélas de terribles tragédies mais aussi de vraie grandeur. ■

Fruchtbare Zusammenarbeit

Einmal China, immer wieder China: Sie begann mit dem Doktoratsstipendium einer chinesischen Studentin am Lehrstuhl für Klinische Psychologie, nahm ihren Lauf während einer Studienreise des Lehrstuhlinhabers durch China und mündete in zahlreichen Kooperationen und Forschungspartnerschaften. Die Geschichte einer erfreulichen Zusammenarbeit zweier gar unterschiedlicher Länder.

Meinrad Perrez & Dominik Schöbi

dossier

Vivre avec Confucius

Dans quelle mesure se différencient les familles chinoises des familles suisses par rapport à leur organisation et la gestion du stress ? Zhiyun Wang, doctorante à la Chaire de psychologie clinique, a effectué une analyse comparative dans le cadre de sa thèse. Dans ce but, elle a recruté 90 jeunes couples à Pékin selon des critères parfaitement identiques à l'échantillon d'une étude européenne, auquel elle avait accès pour son étude. Chaque participant(e) à l'étude a enregistré trois fois par jour sur un ordinateur de poche ses pensées, sentiments et comportements ainsi que le comportement de son (sa) partenaire. Confirmant d'autres études est-asiatiques, Zhiyun Wang est arrivée à la conclusion que les hommes chinois effectuent davantage de travaux domestiques que les hommes occidentaux provenant de cultures individualistes, mais elle n'a pu constater aucune différence en ce qui concerne la garde des enfants. Selon la doctorante, cet engagement plus important dans les tâches ménagères est dû à la doctrine de Confucius dont l'influence, malgré la modernisation et l'occidentalisation, reste grande en Chine et s'exprime particulièrement dans le domaine de la famille.

Auf Anregung der ehemaligen Doktorandin und heutigen Professorin Xiulan Han brach Prof. Meinrad Perrez 1996 auf zu einer Studienreise durch China und besuchte dabei sechs Universitäten, die im Bereich der Klinischen Psychologie Forschung und Lehre betreiben. Aus der Studienreise ist in Ko-Autorenschaft mit Professor Guoan Yue der Elite-Universität Nankai und Prof. Xiulan Han der Bericht «Psychology at Chinese universities and in Chinese society – with special reference to clinical psychology» im *Swiss Journal of Psychology* (1998) hervorgegangen und es bahnte sich ein reger Austausch mit der Universität Nankai, besonders mit der Arbeitsgruppe von Prof. Lin Shi am College of Psychology der Beijing Normal University (BNU) an. Das College hat gerade auch für europäische Betrachter akademischen Modellcharakter: Es wird geleitet von Professoren und Assistenzprofessoren, die zu einem beachtlichen Teil ihr Studium in den USA oder Europa absolviert haben, und organisiert sich in relativ kleinen Forschungseinheiten, die mit jeweils einer Handvoll Masterstudierenden und Doktoranden sozial und räumlich wissenschaftliche Biotope bilden. Ihre wissenschaftliche Identität festigen sie über Publikationen in international anerkannten Journals. Der Zugang zum Bachelorstudium wird über eine nationale Selektion geregelt und die erfolgreichsten BA-Absolventen werden über einen Auswahlprozess zum Masterstudium zugelassen. Die besten Masterabsolventen setzen nach einer Aufnahmeprüfung das Doktoratsstudium an der BNU, einer anderen chinesischen Universität oder wenn möglich in den USA oder in Europa fort.

Studien zu China «Made in Switzerland»

Im Rahmen ihres Doktorats an der Universität Freiburg 1994 befasste sich Xiulan Han mit der

Frage nach dem kulturellen Einfluss auf das Stress-Erleben und auf den Umgang mit Stress. Sie zeigte in ihrer interkulturellen Studie mit chinesischen und schweizerischen Versuchspersonen wie unterschiedliche kulturelle Werthaltungen das Stress-Erleben und die Art und Weise, wie der Stress bewältigt wird, beeinflussen. Auch Zhiyun Wang, seit 2006 Stipendiantin des Foyer St. Justin, realisiert für ihr Doktorat an der Universität Freiburg eine komparative Analyse und führte dazu wohl eine der ersten computer-unterstützten Selbstbeobachtungsstudien in China durch. Sie machte eine kulturvergleichenden Analyse der Aufteilung der binnenfamiliären Haushalts- und Kinderpflegearbeit und des Stresses sowie der Stressverarbeitung bei jungen berufstätigen Eltern mit Vorschulkindern und hat dazu das Untersuchungsinstrumentarium des EU-Projekts «Family and Work – Conflict and Synergy», das die einschlägige Arbeitsgruppe (Meinrad Perrez & Dominik Schöbi et al.) mitkonzipiert und mitrealisiert hat, für urbane chinesische Verhältnisse adaptiert.

Konfuzianische Harmonie

Frau Wang konnte in Peking 90 Paare rekrutieren, die nach den gleichen Kriterien wie in der europäischen Studie ausgewählt worden sind. Die jungen Paare haben während 7 Tagen dreimal täglich aktuell und für die Zeit seit der letzten Beobachtung untersuchungsrelevante Gedanken, Gefühle und Verhaltensweisen per Taschencomputer festgehalten. Ebenso haben sie wechselseitig das Verhalten des Partners respektive der Partnerin registriert. Der Taschencomputer gab beiden teilnehmenden Partnern simultan zu vorprogrammierten Zeitpunkten das Signal für die Verhaltensprotokollierung. Die Auswertung der Daten ergab, in Übereinstimmung mit anderen ostasiatischen Studien, dass die chinesischen

Meinrad Perrez ist ordentlicher Professor und Inhaber des Lehrstuhls für Klinische Psychologie am Departement für Psychologie.

meinrad.perrez@unifr.ch

Dominik Schöbi ist wissenschaftlicher Mitarbeiter (SNF) am Departement für Psychologie.

dominik.schoebi@unifr.ch



Männer einen deutlich grösseren Anteil der Hausarbeit übernahmen als Männer aus westlichen Kulturen. Für die Pflege der Kinder sind indessen keine Differenzen festzustellen. Als Gründe für die konsistenten Unterschiede der Hausarbeitsteilung in kollektivistischen Kulturen im Vergleich zu jenen aus individualistischen Kulturen macht Zhiyun Wang unter anderem konfuzianische Werte geltend, die selbst im letzten Jahrzehnt der Modernisierung und der markanten Aufnahme westlicher Werte ihre Wirkung auf das Familienleben weiter entfalten. So bestehen in China deutlich stärker ausgeprägte familiäre Netzwerke und die konkrete praktische Unterstützung in der Alltagsbewältigung durch Mitglieder der erweiterten Familie, wie sie chinesische Paare erleben, vermögen die kulturellen Unterschiede in der Hausarbeitsteilung weitgehend zu erklären.

Chinesische Emotionskontrolle

In einer ihrer Studien prüft Frau Wang die Hypothese, ob sich Personen aus kollektivistischen Kulturen tatsächlich durch ihre hohe Bewertung von Harmonie, Zusammenhalt und

Kooperation in ihrer emotionalen Sensitivität und Expressivität von Personen aus individualistischen Kulturen unterscheiden. Der Vergleich des Beziehungsstress von schweizerischen Paaren mit urbanen chinesischen Paaren zeigt, dass in der Schweiz stärker mit Ärger und Traurigkeit auf Beziehungsstress reagiert wird als dies bei chinesischen Paaren beobachtet werden konnte. Die emotionale Reaktivität der chinesischen Paare charakterisiert sich durch stärkere Emotionskontrolle und Emotionsunterdrückung. Die Harmonie-Orientierung scheint zur Vermeidung der Entwicklung von damit inkompatiblen Emotionen beizutragen. Wenn dagegen konfliktbedingter Ärger bei den chinesischen Paaren berichtet wird, so erholen sich diese davon deutlich langsamer als die Schweizer Paare. Erlebter Ärger zeigt in kollektivistischen Paaren auch deutlich nachhaltigere negative Effekte auf den Partner als bei Paaren aus einer Kultur mit individualistischer Prägung. ■

Chinesische Karrieren

Prof. Lin Shi, PhD

Stammt aus Peking, geb. 1955

Verheiratet mit Hou Jianfeng, Mitarbeiter an der «Central TV and Broadcasting University» (Chinas Fernuniversität), 14-jähriger Sohn Hou Yue

Studierte am Department of Education, Beijing Normal University von 1978 bis 1981 (BA), am College of Education, University of Washington, Seattle USA von 1983 bis 1986 (MA), von 1989 bis 1993 am Department of Psychology der gleichen Universität (Abschluss PhD)

Seit 1994 Associate Professor am College for Psychology der BNU

Forscht im Bereich der Sozial- und der Gesundheitspsychologie

Gastprofessorin an der Universität Freiburg: Vorlesung über «Traditional Medicine and modern Health Psychology in China», Sommer Semester 2005.

Prof. Dr. Xiulan Han

Stammt aus Tianjin, geb. 1962

19-jährige Tochter Yunyun, seit 2007 Hochbegabtenstipendium des Raffles Junior College Singapore, für Absolvierung der High School in Singapur

Studierte an der Beijing Normal University von 1979 bis 1983

Master von 1983 bis 1987 an Guangzhou University

Doktoratsstudium von 1994 bis 1998 an der Universität Freiburg/Schweiz.

Promotion an der Universität Freiburg/Schweiz 1998

Seit 1999 Associate Professor an der Shenzhen University

Doktorandin Zhiyun Wang

Stammt aus der Shandong Province, geb. 1980

Studierte an der Nanjing University of Aeronautics and Astronautics, dann Beijing Normal University (1998-2005)

2005 Master an der Beijing Normal University

Doktoratsstudium an der Universität Freiburg/Schweiz von 2006 bis 2010

Promotion vorgesehen im Herbst Semester 2010

Seit dem 15. April 2010 Stelle als Forschungsassistentin in einem interkulturellen Projekt am Psychologischen Institut der Universität Zürich (Prof. A. Maercker) mit Arbeitsplatz ab Herbst 2010 in Peking.

Publikationen:

Han, X. (1998). *Values, coping and mental health. A cross-cultural study of Chinese and Swiss*. Hamburg: Kovac.

Schoebi, D., Wang, Z., Ababkov, V. & Perrez, M. (2010). *Affective interdependence in married couples' daily lives: Are there cultural differences in Partner effects of anger?* Family Science, 2.

Wang, Z., Schoebi, D., Shi, L., Perrez, M. (in preparation). *Cultural Difference in the Division of Domestic Work Between Chinese and Swiss Families: On the Role of Support*.

Yue, G., Perrez, M. & Han, X. (1998). *Psychology at Chinese universities and in Chinese society – with special reference to clinical psychology*. Swiss Journal of Psychology, 57, 178-187.

Smartes China

Die Schnelligkeit im Telekommunikationsmarkt stellt hohe Anforderungen an die Unternehmen dieses Sektors – dranbleiben heisst die Devise. Der Trend geht klar in Richtung intelligente Geräte, den sogenannten Smartphones. Die Taschencomputer dienen als persönlicher Assistent und unterstützen uns in fast allen Lebenslagen. Ein Boom, der gerade auch in China hohe Wellen schlägt.

Stefanie Teufel

dossier

Une curiosité qui mène au succès

Dans de nombreux pays, les téléphones mobiles sont désormais plus nombreux que les habitants, et grâce au «smartphone» les connexions à internet ont également explosé. En Chine, ce marché géant a provoqué un immense élan novateur dans le domaine technologique. Depuis longtemps, les utilisateurs chinois ont la possibilité de réguler par téléphone leur réfrigérateur ou leur chauffage, voire même des maisons entières afin d'économiser de l'énergie. Le smartphone est par ailleurs souvent utilisé en tant qu'outil d'identification : les ordinateurs de poche intelligents servent entre autres de passeport, d'abonnement mensuel et de carte de crédit. Si la Chine est aussi avancée dans ce domaine, ce n'est pas uniquement parce que les possibilités techniques sont déjà existantes : la curiosité des utilisateurs et leur envie de tester la nouveauté sont des éléments essentiels pour comprendre cet essor.

Erstaunlich, aber wahr: Die Anzahl an Mobiltelefonen hat in vielen Ländern bereits die Anzahl an Einwohnern überstiegen. Im chinesischen Markt etwa, stieg die Anzahl der Mobilfunkabonnenten im Februar 2010 auf 766 Millionen Abonnenten, die zusammen 71,16 Milliarden SMS pro Jahr verschicken (Quelle: MIIT – Ministry of Industry and Information Technology). In der Schweiz sind derzeit 9 Millionen Mobilfunkanschlüsse registriert (Quelle: Eidgenössische Kommunikationskommission ComCom). Und auch die Internet-Zugriffe via Smartphones erfahren weltweit dramatische Steigerungsraten.

Ökologie und Technologie vereinen sich

Gerade in Asien führt dieser gigantische Markt zu einem immensen technologischen Innovationsschub, was sich auch an der ITU Telecom World, die im Jahr 2009 in Genf stattfand, deutlich zeigte. Die Messe präsentierte unter anderem Neuheiten und Applikationen aus der Vereinigung von Ökologie und Technologie. Gerade in Zeiten des globalen Energiesparens sind Applikationen, welche den Benutzer über den Stromverbrauch einzelner Haushaltsgeräte informieren äusserst wertvoll. Im chinesischen Markt besteht längst die Möglichkeit, den Kühlschrank oder die Heizung per Smartphone zu regulieren oder ein- und auszuschalten. Aber nicht nur einzelne Geräte lassen sich via Smartphone steuern; es ist möglich, gar ganze Wohnhäuser energiesparend zu regulieren. Noch nicht ganz so fortgeschritten sind Mobilfunkgeräte aus natürlichen Ressourcen: Zur Zeit werden die ersten Prototypen mit Gehäusen aus Rohstoffen wie Holz getestet (Touch Wood).

Mit Offenheit zum Erfolg

Europa um Längen voraus ist China auch in Sachen Smartphone als Identifikationstool.

Während sich in der Schweiz viele Besitzer bereits freuen, mit mehr oder weniger Erfolg ihr Flug- oder Zugticket auf dem Telefon mit sich zu tragen, ist die Spannweite der Nutzung von Smartphones in China deutlich grösser. Dort werden nicht nur Tickets und Eintritte auf die mobilen Geräte geladen; die Smartphones können beispielsweise auch als Pass, Monatsabonnement, Kundenbindungskarte oder Kreditkarte verwendet werden.

Möglich ist dieser rasche Fortschritt und die grosse Verwendungspalette der Smartphones nicht nur durch das Vorhandensein von technischen Möglichkeiten, die auf Grund des enormen Entwicklungspotenzials in immer kürzeren Innovationsintervallen hervorgebracht werden, sondern auch und gerade durch die Einstellung der Bevölkerung. In Asien – und in China im Speziellen – besitzt die Bevölkerung eine enorme Neugier auf digitale Neuheiten und damit verbunden ist auch eine entsprechende Nutzungsbereitschaft. Der Hunger nach Wissen ist in allen Bereichen des täglichen Lebens zu spüren.

Wo bleibt die Motivation?

Europäische Unternehmen haben ihren technologischen Vorsprung im Bereich der Mobilkommunikation bereits vor einigen Jahren schnell und ohne grosse Gegenwehr an asiatische Unternehmen verloren. Insbesondere China hat in diesem Bereich mittlerweile eine führende Position eingenommen und setzt gerade bei intelligenten Applikationen für Mobilgeräte immer neue Akzente. Um diesen enormen Rückstand wieder wett machen zu können, wären in der Schweiz wie auch im restlichen Europa massive Anstrengungen auf allen Ebenen – von der Politik zur Wirtschaft bis hin zur Wissenschaft – erforderlich. ■

Stefanie Teufel ist ordentliche Professorin für ICT Management und Direktorin des International Institute of Management in Technology iimt. stefanie.teufel@unifr.ch

Le monde multiculturel du Professeur Zhang

Pour le Prof. Yi-Cheng Zhang, la recherche en physique rime avec bonheur, ce qui n'empêche pas le fringant quinquagénaire de mener son groupe de physiciens théoriques à la reconnaissance internationale. Ses étudiants profitent pleinement de sa notoriété lors d'échanges organisés avec le monde universitaire chinois.

dossier

Interview Jean-Christophe Emmenegger

Ein wahrer Global Citizen

Prof. Yi-Cheng Zhang wurde in China, in der Nähe von Peking geboren, und leitet seit vielen Jahren die Gruppe «Physique théorique interdisciplinaire» der Universität Freiburg, welche sowohl chinesische wie auch europäische Forschende zählt. Der Weltbürger – er lebte vor der Schweiz in Österreich, Italien und den Staaten – hat sich auf Anwendungen der Physik im Alltag spezialisiert und forscht beispielsweise im sozialwirtschaftlichen Bereich der Internet Community oder der öffentlichen Meinungen. Er hat dafür eine virtuelle Plattform geschaffen, die den interdisziplinären Austausch fördern und Alternativlösungen zu Problemen der Finanzmärkte ermöglichen soll. Professor Zhang kehrt regelmässig nach China zurück, wo er rund 10 Studierende betreut. Das Networking unter Nachwuchsforschenden gehört zu den grössten Anliegen des Wissenschaftlers.

Prof. Zhang, vous êtes né en Chine près de Pékin et vous dirigez depuis de nombreuses années le groupe de «Physique théorique interdisciplinaire» à l'Université de Fribourg. Quels liens gardez-vous avec la Chine ?

J'ai vécu jusqu'à l'âge de vingt-trois ans en Chine. Même si culturellement cela laisse probablement des traces profondes, je me considère aujourd'hui comme un citoyen du monde : je vis aussi bien dans mon pays d'origine qu'ici à Fribourg ou ailleurs dans le monde.

Dans quelles circonstances avez-vous quitté la Chine ?

Par curiosité et grâce à un programme d'échange pour thésard, je suis arrivé à l'Université de Graz en Autriche. Mais je n'y ai rien trouvé de spécial, alors je suis reparti pour Rome, où j'ai été le premier doctorant du Prof. Giorgio Parisi à l'Université «La Sapienza». J'ai vraiment beaucoup aimé Rome, je m'y sentais comme un poisson dans l'eau. A l'époque, tout le monde devait passer aussi par les Etats-Unis pour sa carrière et New York est une ville que j'ai beaucoup appréciée. Mon frère y est d'ailleurs professeur de physique. Ensuite, je suis revenu à Rome avec l'idée de m'y installer. Mais cinq ans après mon retour, il n'y avait toujours pas de poste à occuper. J'ai postulé à l'Université de Fribourg et j'ai appris ma nomination par «La Liberté». J'avais trente-cinq ans. Comme je ne parlais pas un mot de français, j'ai suivi trois mois de cours intensifs à Nice avant de prendre mes fonctions, le 1^{er} janvier 1992. Ma connaissance de la langue italienne m'a facilité l'apprentissage du français.

De par votre éducation, n'êtes-vous pas sensible à des conceptions du monde

plus orientales, à une certaine philosophie de vie chinoise ?

Je ne suis pas vraiment sensible à ce genre de différences culturelles. Ici, je parle le français avec un accent chinois, voilà tout.

Voyez-vous peut-être des différences dans la façon d'aborder la science en Chine ?

Non, il existe un seul langage scientifique. A part ça, il y avait peut-être auparavant en Chine une tendance à travailler davantage dans l'abstraction pure et à privilégier les sciences dures.

Avec votre groupe de recherche, au contraire, vous vous intéressez aux applications de la physique à la vie quotidienne...

Oui, car la physique ne travaille pas qu'avec des atomes. Nos méthodes s'inspirent de la physique mais prennent pour objets d'étude le champ socio-économique, les opinions publiques ou, comme actuellement avec mon groupe de recherche, la communauté du web. D'un côté, il ne s'agit pas d'une science exacte, mais, d'un autre côté – et c'est ce qui m'intéresse – il est beaucoup plus difficile de modéliser des interactions humaines que des atomes. Ce type de recherches interdisciplinaires est un phénomène surtout européen : quelques centaines de physiciens y participent.

Cela vous a valu les honneurs de la revue «Nature», qui a rendu compte d'une publication de votre groupe de recherche dans le Journal de l'Académie américaine des sciences pour une découverte liée aux systèmes de recommandation sur le web. Mais à part le web, vous vous attaquez depuis longtemps au système économique actuel...

Yi-Cheng Zhang est professeur ordinaire au Département de physique. yi-cheng.zhang@unifr.ch

Il y a douze ans, j'ai fondé «Econophysics Forum», une plateforme virtuelle dont le but est de susciter des échanges interdisciplinaires et d'apporter des solutions liées aux problèmes des marchés financiers. Mais nous sommes minoritaires dans cette recherche.

Pour quelle raison ?

La majorité des économistes, les défenseurs du «mainstream», considère avec suspicion la recherche de solutions alternatives. Le courant économique dominant se fonde sur des analogies mécaniques du XIX^e siècle. Et nous les physiciens sommes un peu des transgresseurs... Alors nous cherchons à renforcer le dialogue là où il est possible. Pourquoi pas avec le financier et philanthrope américain Georges Soros ? Dans une lettre ouverte qu'une dizaine de collègues et moi-même avons postée sur le site d'Econophysics, nous attirons son attention sur nos recherches, car il propose lui-même aux scientifiques de trouver des solutions alternatives par le biais de son «Institute of New Economic Thinking».

Vos étudiants ont la chance de pouvoir profiter de votre réseau, en particulier dans le monde scientifique chinois...

Avec la Chine, où je me rends régulièrement, j'ai des contacts intensifiés depuis une dizaine d'années. Cela profite beaucoup aux jeunes chercheurs. En Chine, je suis «parrain» d'une dizaine d'étudiants, c'est-à-dire que je les soutiens de manière informelle. A Fribourg, la moitié de mon groupe de recherche se compose d'étudiants chinois, certains financés par la Chine. Et bien sûr

mon équipe se compose aussi d'Européens. Cette année, un de mes anciens doctorants, un Suisse, participera à une école d'été que nous organisons à Shanghai. Ce genre de rencontres est l'occasion de créer des liens de toutes sortes pour les jeunes scientifiques.

Vos étudiants chinois à Fribourg envisagent-ils de rester en Suisse ?

Jusqu'à présent, ils sont tous retournés en Chine. Là-bas, ils ont plus d'opportunités professionnelles qu'en Suisse.

Et vous-même, comment trouvez-vous Fribourg, en comparaison de tant d'endroits où vous avez vécu ?

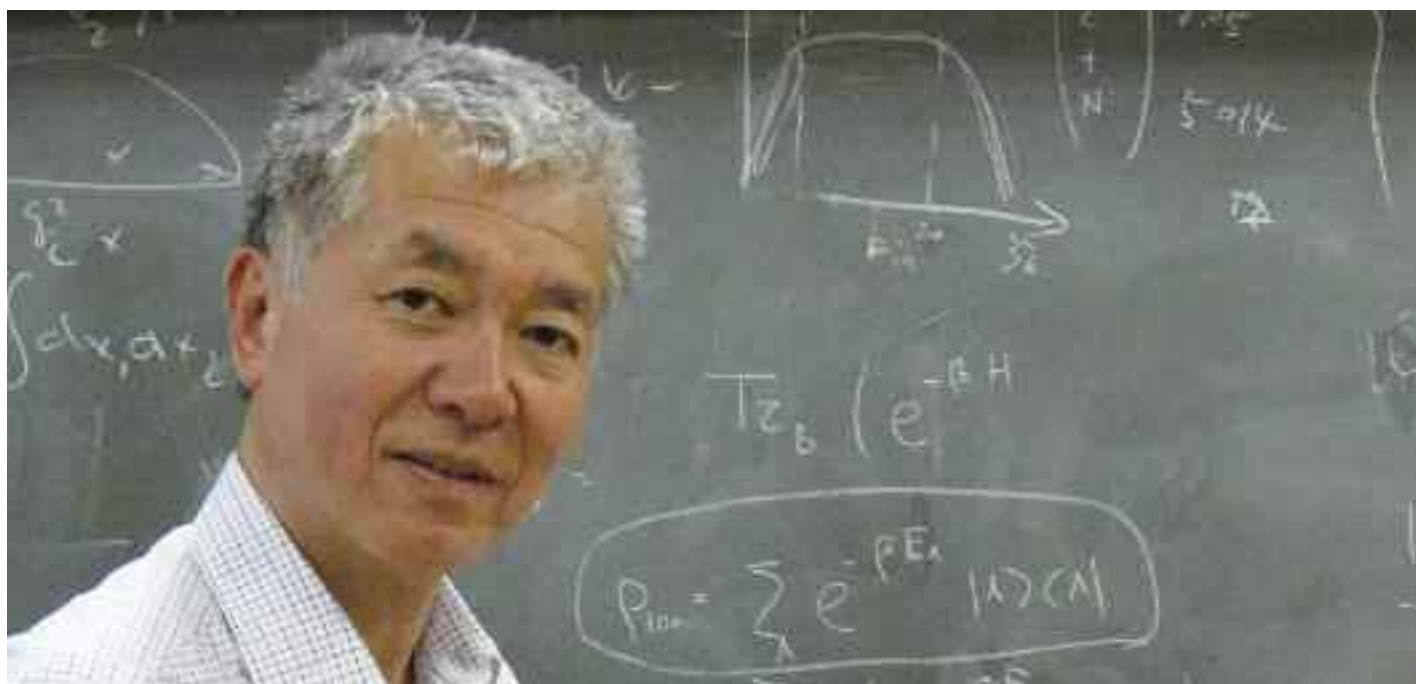
Culturellement, je reste le plus marqué par mon séjour en Italie. Mais Fribourg me plaît parce que j'y trouve, peut-être davantage qu'à Berne ou Zurich, une atmosphère d'ouverture, une simplicité des relations humaines. Mon caractère spontané m'aide aussi à m'intégrer. Durant mes cinq premières années à Fribourg, avant mon mariage (sa femme est d'origine ukrainienne, ndlr), j'étais très actif socialement, je m'inscrivais à de nombreux sports universitaires : danse, snowboard, kayak... Aujourd'hui je joue encore régulièrement au football avec les étudiants.

Vous êtes aujourd'hui naturalisé Suisse. Mais vous n'avez pas réussi le test fatal: une fondue !

Non, le fromage ne passe pas. Ça doit être une question d'enzymes... mais je bois du lait de Gruyères tous les jours ! ■

Forum Econophysics, fondé et édité par le Prof. Yi-Cheng ZHANG : <http://www.unifr.ch/econophysics/>

Colonne dans «Nature» : <http://www.nature.com/news/2010/100222/full/news/.2010.86.html>



Le Prof. Yi-Cheng Zhang, fondateur d'«Econophysics Forum», une plateforme virtuelle dont le but est de développer des solutions liées aux problèmes des marchés financiers.

Schlagende Glocken für China

Vor genau 400 Jahren verstarb der Jesuit Matteo Ricci in Peking. Sein Epitaph findet sich heute noch am Pekinger Jesuitenfriedhof «Zhalan Mudi» und überträgt die Grabstätten anderer Ordensmitglieder, die es in den fernen Osten getrieben hatte. Li Madou, so Riccis chinesischer Name, verkörperte wie kein anderer das frühneuzeitliche Projekt, «China für das Christentum zu gewinnen».

David Neuhold

dossier

La stratégie du missionnaire

Matteo Ricci, juriste d'origine aristocratique et prêtre jésuite italien, réussit à entrer en Chine en 1583 avec la ferme intention de sauver des âmes par le baptême. Envisageant sa mission «de haut en bas», il commença par s'adresser à la cour impériale chinoise, en utilisant ses capacités intellectuelles. Comme cadeau à la cour, Ricci apporta à l'empereur deux horloges mécaniques à sonnerie. Seule personne en mesure d'entretenir ces appareils, l'Européen obtint l'autorisation de rester à la cour où il apprit la langue et rédigea des écrits réputés. Matteo Ricci est décédé en mai 1610 – il y a exactement 400 ans. Dans la religion populaire chinoise, il est vénéré comme maître des horloges et protecteur des horlogers.

Rund 150 Millionen Einwohner zählte das Reich der Mitte um 1600, was ungefähr einem Zehntel der heutigen Bevölkerung Chinas entspricht, aber damals, zu Beginn des 17. Jahrhunderts, schätzungsweise ein Drittel der Weltbevölkerung ausmachte. China war mehr oder weniger im Landesinneren von der Aussenwelt abgeschnitten. 1552, im Geburtsjahr von Matteo Ricci, verstarb Franz Xaver, der «Apostel Asiens», auf der Insel Sichuan mit Blick auf Festlandchina, das er zu erreichen versucht hatte. Mit dem italienischen Aristokraten-Spross aus dem an der Adria gelegenen Macerata und studierten Juristen Ricci trat ein anderer in dessen Fussstapfen, um – in der Überzeugung seiner Zeit folgend – über die Taufe Seelen zu retten. Und alles ad maiorem Dei gloriam!

Feinmechanik statt Massentaufen

Taten Franz Xaver von den unzähligen Taufen in Indien seinen Briefen zufolge die Arme weh, wählte Ricci eine andere, «sanftere» Herangehensweise, die sich nicht zuletzt auch in eine *propagatio fidei per scientias* (Ausbreitung des Glaubens durch Wissenschaften) einschreiben lässt. So erstellte Ricci in China etwa eine Weltkarte, die neue Perspektiven aufzeigen konnte. Zudem war eine Mission von «oben» nach «unten» angepeilt, beim chinesischen Kaiser, dem «Sohn des Himmels», beginnend. Hier werden aus heutiger Sicht paternalistische Weltbilder offenbar. Für das angestrebte Unterfangen war Ricci vor allem auch wegen seiner persönlichen intellektuellen Fähigkeiten, z.B. seinem beeindruckenden fotografischen Gedächtnis, sehr geeignet. Aber Zugang zum kaiserlichen Hof der sich schon in einem Abstieg befindlichen Ming-Dynastie erhielt Ricci – nach langer beschwerlicher Reise, v.a. zu Schiff über Lissabon und Goa – nur über ein Mitbringsel, ein aus chinesischer Sicht interessantes Tribut-Geschenk. Ricci hatte zwei mechanische Uhren im Gepäck, «schlagende

de Glocken», die Kaiser und Hofstaat faszinierten. Weil nur Ricci die Uhren warten konnte, durfte er am strikt gestuften kaiserlichen Hof verbleiben, wie er in seinen tagebuchartigen Notizen festhält. Diese Aufzeichnungen waren ein Renner im damaligen Europa – Nachrichten aus einer anderen Welt!

In der frühen Neuzeit hatten die Europäer den Chinesen nicht viel zu bieten, oder anders gesagt: Es gab nicht viel, das man sich im Reich der Mitte vom barbarischen Europa als inselartiges Rand-Reich erwartet hätte. Freilich war Silber (grossteils von Amerika herkommend) sehr geschätzt und dies galt auch, wie schon angedeutet, für Uhrwerke. Ricci hatte also dafür gesorgt, dass er und sein Orden in dieser Hinsicht «nützlich» wurden. 1707 übernahm diese Funktion am Kaiserhof Pater Friedrich Ludwig Staldin aus Zug, ein Schweizer Bruder des Jesuitenordens und Uhrmacher: Nun freilich ein richtiger Fachmann auf dem Gebiet der Zeitnehmung. Die kaiserliche Uhrensammlung war in der Dekade seit Beginn der Jesuitenmission über Matteo Ricci enorm angewachsen, wenn die Uhren auch eher zu Vergnügungszwecken dienten und als «Spielzeug» angesehen wurden. Weder die bürgerliche chinesische Masse, noch die bürokratische Oberschicht aus konfuzianischen Gelehrten bedurfte exakter Zeitmessung – die westlich geprägte Moderne mit dem auch heute bekannten Leistungsdenken in Zeiteinheiten hatte noch keinen Einzug gehalten.

Gescheiterte Mission?

Die noch junge, 1540 vom Papst approbierte Gesellschaft Jesu war unbestritten eine solche moderne Erscheinung, mit straffer Organisation und attraktiv für die geistigen Eliten im katholischen Europa. In kurzer Zeit eignete sich Matteo Ricci Mandarin an und verfasste bis heute angesehene Traktate, darunter einen

David Neuhold ist Doktorassistent für mittlere und neue Kirchengeschichte am Departement für Patristik und Kirchengeschichte. david.neuhold@unifr.ch



© Qu Lan

Katechismus, der dem konfuzianischen Denken sehr entgegenkam, und eine Schrift über die Freundschaft, eine der fünf menschlichen Hauptbeziehungen im Konfuzianismus. Diese ging in den Kanon chinesischer Klassiker ein. Am Lebensabend schien Ricci, der als Person für das Konzept der «Akkomodation» steht, jedoch verbittert geworden zu sein – chinesische Etikette und Hof-Zeremonien waren ihm zuwider. Der chinese way of life war offenbar nur Mittel zum Zweck. Fernab der Heimat blieb die Mission unerfüllt – mission impossible, zumindest in damaligen Kategorien gemessen. Ricci wollte den chinesischen Gelehrten ver-

mitteln, dass das Christentum eine Erfüllung ihrer besten Traditionen darstellte.

Trotz des nicht eingetretenen «Erfolgs» gibt es chinesische Christengemeinden, die sich, obwohl sie später nicht mehr toleriert bzw. verfolgt wurden, bis in die Jetzt-Zeit erhielten. Zudem setzte der praktizierte Kulturkontakt in seiner Person Maßstäbe, auch für künftige Generationen. Ricci selbst, der «Weise aus dem Westen», starb im Mai 1610. Der Ming-Kaiser liess ihm eine Grabstelle errichten. Zwei sich windende Drachen, eine Perle und ein Kreuz sind darauf zu sehen, sowie das Monogramm IHS. ■

La Chine face aux déséquilibres globaux

Le régime de croissance de l'économie chinoise dérange les intérêts des Etats-Unis par le volume des exportations qui ne cesse de grandir. Les deux puissances ont pourtant tout intérêt à trouver un terrain d'entente sur le taux de change de leur monnaie respective. Il s'agit ni plus ni moins d'instaurer des bases saines et durables afin d'éradiquer les germes d'une nouvelle crise financière.

Sergio Rossi

dossier

Chinas Anteil an der Krise

Die Vereinigten Staaten werfen der Regierung Chinas vor, den Wechselkurs zugunsten des unterbewerteten Yuan zu manipulieren und so zur globalen Wirtschaftskrise beizutragen – nicht zuletzt zum enormen Gefälle zwischen dem chinesischen Handelsüberschuss und dem amerikanischen Defizit in der Handelsbilanz. In der Tat rührt aber das besagte Defizit vielmehr daher, dass die USA seit der Ratifizierung der Verträge von Bretton Woods im Jahre 1944 das Privileg haben, keinerlei Einbußen zu erleiden mit dem Import von ausländischen Produkten. Es kostet das Land rein gar nichts, neue Dollars in den Umlauf zu bringen, die von Exportateuren rund um den Globus als Zahlungsmittel akzeptiert werden. Eine Tatsache, die denn auch den Ursprung der sogenannten Subprime-Finanzkrise bildet. Fest steht, dass es im Interesse beider Länder ist, die Uneinigigkeiten um den Wechselkurs zwischen dem Dollar und dem Yuan zu klären, und zwar im Rahmen eines Abkommens, das den gegenseitigen Zahlungsverkehr erleichtert. Dabei gilt es einerseits zu verhindern, dass die Vereinigten Staaten weiterhin über ihre Mittel leben und andererseits China dazu zu bringen, sein vorwiegend auf Exporten basierendes ökonomisches Wachstum zu überdenken und viel mehr die nationalen Investitionen zu erhöhen. Ein Paradigmenwechsel, der beiden Ländern zu Gute käme, da eine Erhöhung der chinesischen Kaufkraft ebenso den Verkauf von US-Produkten an chinesische Wirtschaftsakteure steigern würde.

Sergio Rossi est professeur ordinaire en macroéconomie et économie monétaire.

sergio.rossi@unifr.ch

<http://www.unifr.ch/mapom>

En avril dernier, le Trésor public états-unien aurait dû publier un rapport dans lequel il prétendait montrer la manipulation du taux de change du *renminbi* par les autorités chinoises, à qui reviendrait ainsi, selon le point de vue des Etats-Unis, la faute des déséquilibres globaux – à savoir l'énorme excédent commercial chinois (en particulier depuis l'adhésion de la Chine à l'Organisation mondiale du commerce) qui fait pendant au déficit en compte courant des Etats-Unis. La publication de ce rapport a toutefois été annulée à cause de la visite de Hu Jintao à Washington, pour ne pas aggraver les tensions au sein du G2 après la vente d'armes à Taïwan par les Etats-Unis, la censure d'Internet en Chine, et la visite prévue du Dalaï Lama à la Maison Blanche.

Des déficits «sans pleurs»

En réalité, la situation de grave déséquilibre économique entre la Chine et les Etats-Unis n'est pas tributaire principalement du taux de change sous-évalué du yuan, mais tient plutôt au fait que l'économie états-unienne bénéficie, depuis la signature des accords de Bretton Woods en 1944, du «privilege exorbitant» – selon les propres mots de Valéry Giscard d'Estaing – de ne faire aucun sacrifice de revenu pour importer des produits étrangers. Comme l'avait expliqué Jacques Rueff, le conseiller économique du général De Gaulle, les déficits commerciaux des Etats-Unis sont «sans pleurs» pour l'économie nationale, étant donné qu'il ne coûte rien à ce pays d'émettre les dollars acceptés en paiement par les exportateurs dans le reste du monde. Il est évident, en effet, que «si j'avais un contrat avec mon tailleur sur la base duquel n'importe quelle somme d'argent que je lui paie me revient sur-le-champ

en guise de prêt, je n'aurais aucune objection à lui acheter d'autres habits» (Rueff et Hirsch, 1965, nous traduisons).

Aux racines de la crise

L'explication des déséquilibres globaux tient essentiellement à ce privilège exorbitant dont les Etats-Unis sont à la fois les bénéficiaires et les victimes. Les germes de la crise financière dite des *subprime* ont été produits par le «non-système» des règlements internationaux basé sur le dollar états-unien: les liquidités surabondantes émises par le système bancaire américain en paiement des importations commerciales nettes dans ce pays ont été à l'origine de la vague de crédits que les banques sur le plan national ont octroyés à n'importe quel agent économique, sans aucun égard pour les garanties minimales de solvabilité des emprunteurs, parce que les possibilités de titrisation des prêts bancaires permettaient apparemment d'externaliser les risques de défaut de paiement – d'autant plus que ces risques ont pu être assurés par des *credit default swap* dont la rentabilité va de pair avec l'insolvabilité des débiteurs finaux.

Mesures pour la stabilité économique

Si les autorités politiques en Chine et aux Etats-Unis veulent aboutir à éradiquer les déséquilibres économiques bilatéraux, qui frappent lourdement leurs propres ressortissants par de véritables pathologies «systémiques», comme le chômage et l'inflation (notamment du prix des actifs réels ou financiers), il est dans l'intérêt des deux pays de régler la question du taux de change entre le *renminbi* et le dollar états-unien dans le cadre d'un accord mettant sur pied une facilité de paiement réciproque qui évite de prolonger ▶



le privilège exorbitant d'enregistrer des déficits sans pleurs dans la balance des transactions courantes des Etats-Unis. Une pareille facilité empêcherait les Etats-Unis de vivre au-dessus de leurs propres moyens, leur assurant par la même démarche une protection mécanique (ne dépendant donc pas des comportements des agents économiques) contre les crises systémiques d'origine financière. La Chine serait alors amenée à revoir son régime de croissance économique basé sur les exportations, afin d'augmenter la demande au sein de l'économie nationale par un mélange de dépenses publiques, des ménages et des entreprises chinoises propres à rééquilibrer le système économique de la Chine et des Etats-Unis tout à la fois.

d'achat en Chine fera aussi augmenter les achats de produits états-uniens par les agents économiques chinois. Afin que cela ait lieu, il est impératif que l'économie états-unienne récupère l'écart de production qu'elle a creusé durant le passé récent par la politique de délocalisation industrielle menée par ses entreprises, qui ont de ce fait perdu bien des avantages compétitifs, accumulant un retard technologique et de connaissances professionnelles dans beaucoup de branches d'activité économique, ayant misé sur l'industrie financière et sur la «financiarisation» de toute l'économie nationale, qui a été induite, en dernier lieu, par l'utilisation du dollar états-unien comme actif de réserve sur le plan mondial. ■

L'ajustement doit être partagé

L'ajustement des déséquilibres globaux, en effet, ne peut pas reposer sur une seule économie nationale. La Chine se doit d'augmenter la capacité d'achat de sa population par une politique économique axée moins sur les exportations (dont les recettes libellées en dollars états-uniens sont prêtées aux Etats-Unis et ne profitent aucunement aux résidents en Chine) et plutôt sur le développement durable et équilibré des activités économiques au sein de son propre territoire. Contrairement à l'idée reçue, il ne s'agit pas de réduire la propension à épargner des ménages chinois (qui, avec un taux de 18 pour cent, n'est pas exorbitante, compte tenu du fait que les Chinois ont un système de sécurité sociale insuffisant); mais il faut encourager les entreprises dans le pays à investir sur place les énormes profits accumulés grâce aux exportations vers les Etats-Unis. Ce changement de paradigme économique bénéficiera aussi aux Etats-Unis, dans la mesure où l'augmentation de la capacité

La «financiarisation» d'un système économique revient à donner la priorité aux marchés, aux motifs, aux acteurs et aux institutions de caractère financier par rapport aux activités «réelles» de production, les seules pouvant créer de la valeur ajoutée dans l'ensemble de l'économie.

Des candidats pour les langues de Confucius et de Senghor

Les Occidentaux sont toujours plus nombreux à s'expatrier en Chine et les Chinois à s'installer en Afrique. Rien de bien nouveau... Toutefois pour ces candidats à la migration, pouvoir communiquer s'avère essentiel. Dans cette perspective, les institutions d'accueil se doivent de bien connaître leurs public-cible et de comprendre leurs logiques.

dossier

Aline Gohard-Radenkovic

China spricht französisch

Mit dem Eintritt Chinas in die WTO im Jahre 2001 ist in der chinesischen Bevölkerung auch die Motivation gewachsen, fremde Sprachen zu erlernen. Nachdem das Englische in den 90er-Jahren klar der Renner war, liegt das Interesse nun beim Französischen, das in China immer mehr lernwillige Studierende findet. Vor diesem Hintergrund besuchte eine rund 12-köpfige Delegation verschiedener chinesischer Universitäten die Alma Mater, mit dem Ziel, sich einen Überblick zu den Möglichkeiten für ausländische Studierende sowie zu Intensivkursen in Sprache und Kultur zu verschaffen. Die Herausforderung für China ist gross: Einerseits gilt es, der ständig wachsenden Anzahl Immigrierender aus dem Westen gerecht zu werden und ihnen sowohl Sprachkurse anbieten und den soziokulturellen Einstieg erleichtern zu können. Andererseits verzeichnet China eine wachsende Anzahl Personen, die nach Afrika auswandern möchten und das Angebot an Französisch- und Englischkursen mehr als nur ausschöpfen.

Pays en pleine mutation, la Chine a connu un grand essor économique ces dernières décennies. Avec son entrée à l'OMC en 2001, elle a accéléré son processus d'insertion mondiale et intensifié ses échanges tous azimuts, notamment avec l'Europe et l'Afrique. Selon Yong Xie, professeure à l'Université des langues étrangères du Guangdong à Canton, «cela a suscité un nouvel enthousiasme pour apprendre les langues étrangères et une nouvelle vague de mobilité internationale pour les échanges et les études» (*Trajectoires de Chinois et représentations de la France, 2008*). Les pays anglophones (Etats-Unis, Canada, Australie) et les pays asiatiques (Singapour, Malaisie), étaient dans les années 90 des destinations privilégiées. Les jeunes (et moins jeunes) Chinois choisissent désormais les pays européens. Ces destinations sont renforcées par des partenariats, tel le «partenariat global sino-français» de 1997 touchant les secteurs économiques, culturels, scientifiques, etc.

La langue du client comme référence

Cette intensification des échanges liée à une diversification des motifs et des parcours de mobilité a eu pour effet l'émergence d'un marché des langues en Chine en quête de *formations sur objectifs spécifiques*. La politique actuelle d'un certain nombre d'universités européennes non anglophones de vouloir à tout prix offrir des Masters en anglais est non seulement un leurre (ces étudiants vont choisir le système anglophone), mais montre que les décideurs n'ont qu'une connaissance partielle des enjeux actuels du marché des langues. Les responsables chinois partent du principe que, si l'anglais est nécessaire, il est insuffisant, et se sont donné les moyens, en Chine et à l'étranger, pour mettre en pra-

tique leur adage selon lequel : «il faut parler la langue du client».

Préparer les candidats à la mobilité

Fin 2007, une délégation de 12 représentants de différentes universités chinoises a visité l'Université de Fribourg pour s'enquérir du dispositif d'accueil du Service des relations internationales et des stages intensifs de formation linguistique et culturelle que l'équipe de Français langue étrangère offre aux étudiants de mobilité depuis 1995 avec l'appui du rectorat. Car un autre défi de taille se présente aux institutions chinoises : l'arrivée croissante d'Occidentaux, étudiants, chercheurs, expatriés, etc, qu'il faut accompagner, pour certains dans leur apprentissage du chinois, pour tous dans leur adaptation socioculturelle.

Un autre phénomène accélère l'irrésistible ascension de cet énorme marché des langues : l'expatriation, voire l'immigration durable, en Afrique, d'entrepreneurs, gestionnaires, ingénieurs, ouvriers chinois, etc. (*Chinafrique*, Michel et Beuret, 2008). Les Alliances françaises qui formaient jusqu'ici des publics chinois friands de «culture française» se voient prises d'assaut par ces nouveaux demandeurs. Ne pouvant répondre à toutes les requêtes ni accueillir des effectifs croissants, elles se tournent vers les universités qui ont une tradition d'accueil d'étudiants asiatiques, comme l'Inalco à Paris. Ces dernières ont pour défi de concevoir des formations ciblées préparant les candidats chinois au départ pour l'étranger.

Si le *capital langues* est une plus-value reconnue sur le marché de l'emploi, concevoir des formations en langue et en interculturel ne relève pas de démarches didactiques bien léchées : concevoir, c'est *penser ses publics*, c'est entrer dans leurs logiques, c'est les restituer dans leur contexte avec leur histoire, leurs enjeux collectifs et individuels, c'est donc apprendre à les connaître. ■

Aline Gohard-Radenkovic est professeure associée dans le Domaine Plurilinguisme et didactique des langues étrangères.
aline.gohard@unifr.ch

Erste Eindrücke von China

China faszinierte bereits im Mittelalter: Ungefähr von 1240 bis 1340 erwarben Europäer erstmals Kenntnisse über dieses ferne Land in Asien. Missionare, Gesandte und Kaufleute reisten dorthin und schrieben Berichte über ihre Reisen. Das so erworbene Wissen blieb auch nach dem vorläufigen Abbruch der Beziehungen mit China erhalten und motivierte zu erneuten Entdeckungsfahrten.

Hans-Joachim Schmidt

dossier

Premiers contacts

Lorsqu'en 1241 les guerriers de Dschingis Chans arrivèrent en Hongrie et en Pologne apparut la volonté en Europe d'en connaître davantage sur ce peuple. Le but était en outre de missionner dans l'Asie lointaine et de voir si les Mongols pourraient être gagnés comme alliés contre les musulmans. Ce sont les Fransiscains Jean de Plan Carpin et Guillaume de Rubrouck qui firent une première tentative en se rendant jusqu'à Karakorum, la capitale de l'Empire mongol. Les frères Niccolò et Matteo Polo, ainsi que le fils de Niccolò, réussirent par la suite à mettre pied sur le sol chinois. Le fils de Niccolò, Marco Polo, rédigea des rapports détaillés sur ce séjour et décrivit l'organisation politique, les marchandises, les mœurs, la religion et la géographie de la Chine. Marchands et missionnaires européens devinrent toujours plus nombreux à se rendre dans la région. Avec l'établissement de la dynastie Ming vers 1368, ces échanges intenses entre l'Europe et la Chine prirent fin provisoirement.

Lange Zeit gab es in Europa nur Vermutungen über China. Die Situation änderte sich schlagartig um das Jahr 1240. Nomadische Reitervölker aus dem Innern Asiens hatten seit 1215 unter Führung des Mongolen Dschingis Chans weite Eroberungszüge begonnen. Im Jahre 1241 führten die Mongolen Kriegszüge nach Ungarn und nach Polen. Europa sah sich dem Angriff einer bislang unbekanntten Macht ausgesetzt, der die europäischen Herrscher – untereinander zerstritten – nichts entgegenzusetzen wussten. Die Mongolen wurden als Vorboten des Antichrists gedeutet. Dies aber reichte nicht; es galt, konkrete Kenntnisse zu erwerben über die bislang unbekanntten Völker.

Europa im Land der Mongolen

Die Annäherung an das Unbekannte war an vier Ziele gekoppelt. Allen voran stand die Mission. Zweitens sollte die Option ausgelotet werden, ob die Mongolen als Verbündete gegen die Muslime gewonnen werden könnten, schliesslich waren die mongolischen Heere mit nicht minder brutaler Wucht in die muslimische Welt eingebrochen und hatten 1258 sogar Bagdad, die Hauptstadt des Kalifen, erobert. Drittens sollten Informationen eingeholt werden zur militärischen Taktik und zur Ausrüstung der Mongolen. Und viertens schliesslich ging es um die Erschliessung neuer Handelswege.

Das erste Konzil zu Lyon, das 1245 tagte, ergriff die Initiative. Boten wurden ausgesandt in das Land der Mongolen. Diese hatten durch ihre Grossreichbildung und die Organisation der Verkehrswege und Kommunikationen erst die Voraussetzung geschaffen, dass sich die fernen Räume von China und Europa begegnen konnten. Die beiden Franziskaner Johannes von Plano Carpini und Wilhelm von Rubruk erreichten die Hauptstadt des Mongol-

enreiches, Karakorum. Sie hinterliessen genaue Berichte über ihre Reise, über die Geographie der von ihnen besuchten Gegenden, über die Sitten der Völker in Asien. Obwohl sie nicht bis nach China gelangten, erwähnten sie auch dieses Gebiet, das seit 1227 von den Mongolen unterworfen worden war.

Der Schritt nach China

Die ersten Europäer, die bis Khanbaliq in der Nähe des heutigen Peking gelangten, waren die Brüder Niccolò und Matteo Polo sowie der Sohn des ersteren, Marco Polo. Die Kaufleute hielten sich zwischen 1271 und 1291 am Hof des Mongolenherrschers Kubilai-Chan und in anderen Gegenden Chinas auf. Vermutlich gehörten sie zum Kreis der ausländischen Berater des Mongolenherrschers. Eine ausführliche Darstellung dieses Aufenthaltes wurde von Marco Polo in pisanischer Gefangenschaft, in die er wegen eines Krieges seiner Vaterstadt Venedig 1296-1299 geraten war, verfasst oder von ihm diktiert. In seinem Werk „Divisament dou monde“ spricht er nur selten von sich selbst. Lediglich das erste Kapitel ist ein knapper Abriss seiner abenteuerlichen Reise. Der Schwerpunkt liegt auf der Beschreibung der politischen Organisation, der städtischen Kultur, der Handelsgüter, der Lebensgewohnheiten, der Religion und der Geographie Chinas. Jüngst ist in der Forschung infrage gestellt worden, ob Marco tatsächlich in China gewesen sei, oder ob er sich lediglich im Iran oder in der Mongolei aufgehalten habe, wo er über Hörensagen Geschichten über die chinesische Zivilisation erfahren habe. Die Skepsis ist nicht berechtigt.

Die Reisen von Europäern zu den Mongolen und nach China rissen nicht mehr ab. Kaufleute nutzten die Sicherheit der Handelswege, welche die weit ausgedehnte Herrschaft der Mongolen von den Karpaten

*Hans-Joachim Schmidt ist ordentlicher Professor am Lehrstuhl für allgemeine und schweizerische Geschichte des Mittelalters des Departements für Historische Wissenschaften.
hans-joachim.schmidt@unifr.ch*



bis zum chinesischen Meer ermöglichte. Francesco Pegolotti schrieb um 1338 ein Handbuch für die nach China reisenden Kaufleute. Er nannte die Waren, die zu importieren und zu exportieren sich lohne. Er wies auf die langen Reisezeiten von neun bis elf Monaten hin, um China zu erreichen. Unterwegs und am Ziel seien Dolmetscher nötig. Grosse Mengen von Handelsgütern konnten über die weiten Entfernungen nicht befördert werden; es ging vielmehr um Luxusgüter wie Seide, Zimt oder auch Moschus, die nach Europa gelangten. Von dort wurden Bernstein, Glas aus Venedig und Schmuck nach China exportiert. Sperrige Güter lohnten nicht den Transport. Aber gleichwohl hatte ein gewisser Giovanni Loredan ein Uhrwerk und mechanische Brunnen auf seinem Weg nach Osten mitgeführt. Der Handel war die Angelegenheit italienischer Kaufleute, die zur Risikostreuung Kompanien bildeten.

Die Kirche entdeckt Asien

Die regelmässigen Kontakte wurden auch zur christlichen Mission genutzt. Die Hoffnung, mit dem Vorhaben Erfolg zu haben, stützte sich auch auf Gerüchte über die Existenz eines christlichen Reiches unter der Herrschaft des Priesterkönigs Johannes, das im Innern Asiens lokalisiert wurde. Zwar gab es tatsächlich Christen, aber sie waren Nestorianer und wurden daher von den europäischen Reisenden als Häretiker abgeurteilt. Erste Erfolge erzielte der Franziskaner Johannes von Montecorvino, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts im Auftrag Papst Nikolaus IV. in China war. Obwohl die Bekehrung des Khans nicht gelang, wurden christliche Gemeinden gegründet. Johannes wurde zum Erzbischof erhoben; ihm unterstanden weitere Bistümer in China.

Am ausführlichsten berichtete der Franziskaner Odoricus da Pordenone: Er erzählte vom Fischen mit Kormoranen in Südchina oder auch von den langen Fingernägeln der Vornehmen, die nicht einmal beim Einnehmen der Speisen ihre Hände bewegen mussten. Prodenone berichtete auch von den durch Einschnürung hervorgerufenen Verkrüppelungen der Füsse von Frauen und wusste über die buddhistische Lehre der Seelenwanderung und der Wiedergeburt zu berichten. Auch auf politischer Ebene wurden Informationen ausgetauscht. Die Päpste und die Mongolenherrscher traten durch Gesandtschaften in Kontakt.

Vorläufiges Ende der Reisen

Indes, die Beziehungen brachen seit den 1340iger Jahren ab. Die Kriege zwischen den mongolischen Nachfolgeregieren zerstörten den einheitlichen Handels- und Verkehrsraum. Schliesslich beendeten die Vertreibung der Mongolen aus China und die Etablierung der einheimischen Dynastie der Ming 1368 die Möglichkeit für Europäer, nach China zu reisen. Die kleinen christlichen Gemeinden, auf sich allein gestellt, zerfielen. Europa und China entfernten sich wieder voneinander. Was blieb, war die Kunde von China, in mehr als 300 Berichten festgehalten. Der Text von Marco Polo wurde häufig abgeschrieben und gedruckt. Auch Kolumbus besass ein Exemplar dieser Schrift. Er war wohl aufgrund dieser Lektüre von der Hoffnung beseelt, in Richtung Westen segelnd zu den grossen und reichen Städten Chinas gelangen zu können. Der erste Europäer indes, der tatsächlich wieder China erreichte, war der Portugiese Jorge Alvares, der 1513 vom indischen Ozean aus über den Seeweg Kanton erreichte. ■

China kauft per Mausklick

Chinas rapides ökonomisches Wachstum in den letzten beiden Dekaden hat zu einem deutlich erhöhten verfügbaren Einkommen vieler Haushalte geführt. Damit einher gingen erhöhte Ausgaben für moderne Technologie – nicht zuletzt das Internet. Mit 338 Millionen Internetnutzern, einem Viertel der Bevölkerung, stellt das bevölkerungsreichste Land der Erde nun auch die meisten Online-Nutzer.

Dirk Morschett & Hsiang-Ting Lee

dossier

La Chine et la fièvre online

Grâce à la rapide croissance économique de ces vingt dernières années, la Chine a pu augmenter ses dépenses dans le domaine des technologies modernes : avec 338 millions d'utilisateurs internet, soit un quart de la population chinoise, c'est aujourd'hui le pays qui compte le plus de surfeurs online. Un utilisateur sur quatre fait également ses achats sur le web : ce shopping d'un nouveau genre connaît un véritable boom en particulier chez les jeunes gens gagnant bien leur vie. Géographiquement parlant, le commerce online reste encore très concentré sur les trois métropoles que sont Shanghai, Pékin et Guangzhou : pour l'heure, Taobao.com, une plateforme C2C (consumer-to-consumer) s'inspirant du modèle de eBay, domine ce marché. En proposant des produits de haute qualité et des marques connues, les entreprises étrangères n'ont aucune difficulté à entrer en concurrence avec les prestataires chinois diffusant des produits de masse. En effet, si le client chinois achète selon les mêmes critères que les acheteurs online des autres pays, il est toujours plus attentif au rapport qualité-prix que les Occidentaux, ceci en raison de son revenu comparativement plus bas.

Der chinesische Online-Handel ist im Jahre 2009 mit einer Steigerung von knapp 90 Prozent auf 24 Mrd. EUR (238.8 Mrd. RMB) angewachsen und überholt damit erstmals das deutsche Marktvolumen. In den nächsten drei Jahren wird mit einer Verdreifachung dieses Wertes gerechnet, nicht zuletzt, weil die chinesische Regierung mittlerweile auch den Internetzugang in den ländlichen Gebieten fördert, um so die Stadt-Land-Kluft zu verringern. Insgesamt führen diese Bemühungen dazu, dass allein der jährliche Zuwachs an Internetnutzern in China der gesamten Bevölkerung Deutschlands entspricht.

Jung, gebildet und solvent

Jeder vierte Online-Nutzer kauft auch online ein. Bis Mitte 2009 war die Zahl der Internetnutzer, die in den vergangenen sechs Monaten auch online gekauft hatten, bereits auf 88 Mio. angestiegen. Bezüglich der gekauften Produktgruppen findet sich auch in China die gewohnte Reihenfolge: Bekleidung, Bücher, CDs und DVDs, Kosmetik und Elektronik stellen die wichtigsten Kategorien im Online-Handel dar.

Online-Shopping in China ist im Wesentlichen eine Domäne der jungen Bevölkerungsschichten mit relativ hohem Einkommen. Über 50 Prozent der Online-Käufer haben einen Bachelor-Titel; 70 Prozent sind höchstens 30 Jahre alt und mehr als die Hälfte davon sind Frauen. Geografisch ist der Online-Handel noch stark konzentriert: Rund ein Drittel des gesamten Online-Umsatzes wurde 2008 in den drei Metropolen Shanghai, Peking und Guangzhou realisiert. Allerdings haben gerade die 15 sogenannten «zweitrangigen» Städte, zu denen viele Provinzhauptstädte gehören, die besten Wachstumschancen.

51 Prozent der Online-Shopper haben ein monatliches Gehalt von mehr als 2'000 RMB

(200 EUR) und verdienen damit doppelt soviel wie der chinesische Internetnutzer allgemein – ein klares Zeichen der Relevanz des verfügbaren Einkommens für die Möglichkeit zum Online-Kauf. Die jährlichen Online-Ausgaben lagen 2008 im Durchschnitt bei 1'600 RMB (160 EUR) pro Person, 57 Prozent höher als 2007.

Taobao an der Spitze

Der Online-Handel Chinas wird von Taobao.com dominiert, einer C2C-Plattform (Consumer-to-Consumer), die sich an das Geschäftsmodell von eBay anlehnt. C2C stellt mit rund 93 Prozent des Umsatzes noch die wichtigste Form des Online-Handels in China dar. Über Taobao.com werden rund 170 Mrd. RMB (17 Mrd. EUR) Transaktionsvolumen generiert.

Allerdings wird der B2C-Handel (Business-to-Consumer) immer wichtiger und mittelfristig ca. 40 Prozent des Gesamtumsatzes einnehmen. 2009 erreichte er rund 32 Mrd. RMB (3,2 Mrd. EUR); bis 2012 soll er auf ca. 292 Mrd. RMB (29 Mrd. EUR) anwachsen. Auch in diesem Bereich ist Taobao.com, hier als Plattform für Online-Händler, Marktführer. Über Taobao verkaufen rund 10'000 registrierte Händler. Der größte Spezialist im B2C-Markt, der selbst handelt, ist 360buy.com, ein Home-Electronics-Händler. Zwei weitere wichtige Player sind Amazon-Joyo und Dangdang.com, das «chinesische Amazon». Beide verfolgen eine Strategie, die Amazon auch in Europa und den USA vormacht: Neben dem eigenen Handel akzeptiert man andere Händler auf seiner Webseite und entwickelt sich so zum Online-Shopping-Center.

Zusammen realisieren diese vier Player mehr als 50 Prozent des chinesischen B2C-Umsatzes, wobei sie durch ihre Plattformstrategien zugleich interessante Kooperationspartner für ▶

Dirk Morschett ist ordentlicher Professor und Inhaber des Lehrstuhls für International Management am Departement für BWL.
dirk.morschett@unifr.ch
Hsiang-Ting Lee ist Studentin MA in European Business an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.



westliche Unternehmen darstellen. In der derzeitigen extremen Wachstumsphase kämpfen alle Marktteilnehmer darum, ihre hohen Marktanteile zu zementieren. Marketing-initiativen der einzelnen Online-Plattformen (wie Preisnachlässe oder kostenloser Versand) werden darum schnell von den anderen kopiert.

Der chinesische Kunde

Die wichtigsten Einflussfaktoren auf den Online-Kauf sind in China ähnlich wie in anderen Ländern: Die Reputation des Anbieters, der Service, Kommentare anderer Nutzer, der Preis und die Lieferqualität werden als Entscheidungskriterien am häufigsten genannt. Wie in anderen Ländern wird also auf die Vertrauenswürdigkeit des Händlers geachtet, die durch Reputation und die Meinungen der Online-Community überprüft wird. Ebenso sind Preisvergleiche schnell und einfach möglich, so dass chinesische Kunden, gerade wegen des vergleichsweise niedrigen Einkommens, noch wesentlich stärker als in westlichen Ländern auf die Preiswürdigkeit des Händlers achten.

Chancen für ausländische Unternehmen

Durch die niedrigen Markteintrittsbarrieren und die im chinesischen Online-Markt häufig zu findende undifferenzierte Massenware können ausländische Unternehmen (Händler oder Hersteller) mit qualitativ hochwertigen und differenzierten Produkten und bekannten Marken recht einfach mit chinesischen Anbietern konkurrieren. Dabei ist zu raten, sich zunächst auf die grossen Küstenstädte und auf die bereits bestehenden Online-Shopper (also Angestellte mit relativ hohem Einkommen) zu konzentrieren, die für westliche Produkte empfänglicher sind.

Der Mangel an Marktkenntnissen kann durch Kooperationen mit etablierten Partnern kompensiert werden. Die Geschäftsmodelle von Taobao, Dangdang und Amazon machen es einfach, die hohe Kundenfrequenz dieser Webseiten für den eigenen Handel zu nutzen. Der Handel in China erfordert jedoch eine lokale Repräsentanz oder lokale Partner, die auch die Zollabwicklung und die lokale Finanzabwicklung übernehmen. Selbstverständlich müssen Importregelungen vorab geprüft werden; diese stellen jedoch in der Regel kein grösseres Problem dar. Die

Zahlungsabwicklung ist auch für ausländische Unternehmen einfach zu realisieren. Lokale Online-Zahlungssysteme sind mit Abstand die häufigste Zahlungsmethode im chinesischen Online-Handel; fast 50 Prozent davon laufen über AliPay, das zum gleichen Konzern wie Taobao.com gehört. Die Nutzung des Marktführers bietet sich gerade für ausländische Händler an.

Besser, günstiger, schneller

Um im chinesischen Online-Handel erfolgreich zu sein, muss ein Anbieter ein auf die lokale Kultur angepasstes Marketing betreiben, um seine Marken zu penetrieren. Angemessene Qualität und westliche Marken zu möglichst niedrigen Preisen sind wichtige Wettbewerbsfaktoren. Zugleich ist der chinesische Markt äusserst dynamisch. Schnelle Reaktionen auf Kundenwünsche, insbesondere in der Auslieferung, sind ein Muss, aber auch schnelle Produkteinführungen und Dynamik im Sortiment sind notwendig. Kundenservice per Real-Time-Chat wird in China von vielen angeboten – eine Notwendigkeit, um bequemen und schnellen Support zu bieten. ■

Die Studie wurde erstellt im Rahmen eines Praktikums bei CBC Marketing Research in Shanghai, China. Sie ist das Ergebnis eines gemeinsamen Projekts von CBC Marketing Research und dem Lehrstuhl für Internationales Management – Liebherr-/Richemont Endowed Chair, bei dem Masterstudenten im Rahmen eines Praktikums in China ein aktuelles Thema mit Bezug zum chinesischen Markt untersuchen.

Wahrnehmung und Eroberung des chinesischen Kaiserreichs

Militärische Eroberungspläne beruhen - aus der Sicht des Eroberers im Idealfall - auf einer präzisen Auseinandersetzung mit dem Feind. Während Eroberungszüge in Amerika vielfach ohne ausformulierte Absichten unternommen wurden, lagen über China zur Zeit der spanischen Expansion gar einzelne Eroberungspläne vor, unter anderem die Notizen des spanischen Jesuiten Alonso Sánchez aus dem Jahr 1587.

Andreas Behr

dossier

Soif de conquêtes

Des décennies après la première circumnavigation de Magellan (1521) et la conquête des Philippines (1565), le roi d'Espagne Philippe II a pu concrétiser ses desseins politiques concernant l'Inde et la Chine. Présents dans l'Empire du Milieu dès la fin du 16^e siècle, ce sont en fait les Jésuites qui lui ont préparé le chemin. L'un d'eux, Alonso Sanchez, se rendit aux Philippines en 1581 et voyagea les années suivantes vers la Chine. Il fit part de ses impressions personnelles au travers de ses notes où il décrit l'étranger à travers sa propre perception, une forme typique pour les récits de voyage de l'époque. Il expliqua ainsi que le «pain quotidien» des Chinois est le riz cuit («El común pan es arroz cocido») et que les rues ressemblent à celles d'Espagne : elles sont larges, étroites, courbes et droites («anchas y angostas, torcidas y derechas»). Les «Apuntamientos» du missionnaire jésuite furent remis au roi Philippe II en 1587 et en 1588 dans le but de susciter l'intérêt du monarque espagnol pour coloniser la Chine par une «guerre juste», «la plus grande chance et la plus grande entreprise qui n'aient jamais été offertes à un monarque sur cette terre jusqu'à ce jour».

Indien und China waren von Beginn an das eigentliche Ziel der von Spanien aus gelenkten Entdeckungsreisen; die Möglichkeit zur Eroberung des chinesischen Kaiserreichs indes wurde erst Jahrzehnte nach der Weltumseglung Magellans (1521) mit der Conquista der Philippinen (1565) konkret. Tatsächlich erhielt der spanische König Philipp II. in den ersten Jahrzehnten danach von verschiedener Seite die Aufforderung, China militärisch zu unterwerfen. Auch die Orden beteiligten sich früh am Chinadiskurs in Europa; in erster Linie waren es die Jesuiten, welche Ende des 16. Jahrhunderts in China Fuss fassten und sich für die folgenden zwei Jahrhunderte einen privilegierten Zugang zum kaiserlichen Hof verschafften.

Hermeneutik des Fremden

Alonso Sánchez erreichte die Philippinen 1581, gemeinsam mit dem späteren ersten Bischof von Manila, dem Dominikaner Domingo de Salazar. In den darauf folgenden Jahren machte sich Sánchez während zweier Reisen – die eine ins portugiesische Macao, die andere nach Kanton – ein Bild von China, das er offensichtlich vor dem Hintergrund einer anvisierten Beherrschung im Religiösen und im Weltlichen zeichnet. Zeugnis dieser Wahrnehmung des Anderen sind nicht zuletzt die persönlichen Notizen Sánchez' zu «Angelegenheiten Chinas», die undatierten «Apuntamientos breves de algunas cosas de la China».

Wie mit allen frühneuzeitlichen Reiseberichten gilt es, auch diese aus zwei Reisen gewonnenen Eindrücke zum Einen als Zeugnis für die Denkungsart des Verfassers, zum Anderen vor dem Hintergrund der Erwartungen und kulturellen Selbstverständlichkeiten des damaligen Lesers zu betrachten. Interessant dabei ist, dass die

«kulturelle Selbstdarstellung» des Verfassers vermutlich weitgehend unfreiwillig erfolgt ist, weshalb in Anlehnung an strukturalistisch und diskursanalytisch angelegte Untersuchungen von Reiseberichten der «inneren Logik der Darstellung sozio-kultureller Andersartigkeit» (Michael Harbsmeier) nachgegangen werden kann. Ein typisches Merkmal dieser Berichte ist damit bereits angedeutet: Das Fremde wird über das Eigene wahrgenommen und in die eigene Sprache und vertraute Vorstellungswelt übersetzt. So weiss Sánchez etwa zu berichten, dass der Chinesen täglich Brot gekochter Reis sei («El comun pan es arroz cocido»), dass die Strassen, gleich jenen Spaniens, breit, eng, krumm und gerade seien («anchas y angostas, torcidas y derechas»), oder dass es Orangensorten gebe, welche gross sind wie Melonen («tan grandes como melones») – womit möglicherweise die im damaligen Spanien noch unbekanntes Pampelmuse gemeint war.

Gerade die an sich wertfreie Beschreibung von Kuriositäten in der Beschaffenheit der Natur ist für frühneuzeitliche Reiseberichte aus dem Fernen Osten charakteristisch. Den Vergleich mit dem Herkunftsland im sozio-kulturellen Bereich hingegen sucht Sánchez typischerweise mittels asymmetrischer Gegenbilder: Eine Unter- oder Überlegenheit wird ausgeleuchtet, nie aber eine Gleichheit im Sinne einer Annahme des Anderen in seiner Andersartigkeit (Wolfgang Reinhard). Sánchez bedient sich in dieser Hinsicht u.a. des seit der Antike besonders beliebten Motivs der Technik: Während die Häuserdächer besser gebaut seien als in Spanien («Los tejados son mejores que los de aca»), gelte es, die Chinesen weder für die Kunst ihrer Schriftzeichen, noch für ihre Bücher, noch für ihr Papier, noch für die ▶

Andreas Behr ist Diplomassistent am Lehrstuhl für allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit des Departements für Historische Wissenschaften.
andreas.behr@unifr.ch

Tinte, noch für den Buchdruck zu loben («ni en el arte de sus letras [...], ni en sus libros, ni papel, tinta, ni imprenta ay que alabar»).

Auf Umwegen zur Mission

Eine Hermeneutik des Fremden orientiert sich in hohem Mass auch an den Vorstellungen des Empfängers. Die «Apuntamientos» des jesuitischen Missionars wurden Philipp II. gemeinsam mit weiteren Denkschriften und Traktaten in den Jahren 1587 und 1588 vorgelegt. Während diese selbst den Eindruck eines relativ harmlosen, von drastischen Werturteilen freien Berichts wecken, erscheinen sie im Kontext der politischen Mission Sánchez' als Generalprokurator der philippinischen Stände nicht mehr so «bescheiden» und «aufrichtig», wie dies der Autor einleitend beteuert. Schliesslich sollte dem spanischen Monarchen die Kolonialisierung Chinas über einen «gerechten Krieg» als «die grösste Chance und das grösste Unternehmen, das jemals einem Monarchen auf der Erde geboten worden sei», schmackhaft gemacht werden.

So enden die Notizen sinnigerweise mit einer Beschreibung der Schwächlichkeit der chinesischen Armee sowie mit der Erwähnung der immensen Reichtümer des chinesischen Kaisers, welcher das meiste Geld in den Türmen seiner Städte versteckt halte. Die Chinesen, so Sánchez, seien aber feige und kleinmütig; ein einziger Spanier könne eine ganze Stadt beherrschen – und damit, so der Wink mit dem Zaunpfahl, der Reichtümer habhaft werden. Sánchez' eigentliches Chinaprojekt, welches Philipp II. erst nach der Niederlage der Armada gegen die Engländer 1588 schriftlich vorgelegt wurde, sah letztlich einen Eroberungskrieg mit 10-12'000 spanischen Soldaten und jeweils 5'000 Filipinos und Japanern vor, welcher der Evangelisierung des Reichs den Weg ebnen

sollte. Eine Absicht, die freilich nie ernsthaft geprüft wurde.

Zuerst verstehen, dann beherrschen

«Die Erfassung fremder Zivilisationen 'an und für sich' und in ihrer reinen Authentizität», wie Jürgen Osterhammel schreibt, «entschwindet immer wieder am Horizont.» Dennoch blieb die Überwindung der (kulturellen) Distanz zumindest vordergründig Ziel vieler frühneuzeitlicher Berichte über das aussereuropäische Fremde. Ab dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Disput in Europa um eine möglichst authentische Berichterstattung im Sinne einer objektiven Gelehrsamkeit zwischen Missionaren, Kaufleuten und Kolonialagenten immer heftiger geführt, wobei es auch nicht an Plänen einer wie auch immer gearteten Beherrschung des chinesischen Kaiserreichs mangelte. Bis zum handelspolitisch motivierten Ersten Opiumkrieg von 1839-1842 sollte aber keiner dieser Pläne Realität werden. ■

Les traditions, piliers d'un monde en pleine mutation

Si les fêtes traditionnelles chinoises évoluent sous l'influence de la globalisation, elles constituent des éléments fondamentaux révélant des aspects tout à fait essentiels relatifs à la conception du monde des Chinois. Malgré les syncrétismes qui s'opèrent avec l'Occident, des notions comme la concordance entre l'être humain et la nature ne sont pas prêtes à disparaître.

dossier

Cao Wei

Kulturenmix

Der rote Drachen tanzt zwischen futuristisch anmutenden Wolkenkratzern; die chinesische Jugend shoppt an Weihnachten in gigantischen Einkaufszentren: China ist im Auf- und Umbruch begriffen und präsentiert dabei mehr als eine erstaunliche Facette. Wenn auch stark beeinflusst durch die Globalisierung, bewahrt die Volksrepublik doch ihre Traditionen, nicht zuletzt über die drei wichtigsten Feiertage des Jahres. Es sind dies das Frühlingsfest, welches unserem Neujahrstag entspricht; das Fest zur Herbstmitte, ähnlich Thanksgiving und das Qingming-Fest, eine Hommage an die Ahnen. Die Gewohnheiten und Bräuche Chinas sind zweifellos im Wandel begriffen und mehr und mehr beeinflusst durch den Westen und den Gregorianischen Kalender. Unangetastet blieben bisher jedoch die grundlegende Elemente der chinesischen Kultur, wie dem Sinn fürs Gleichgewicht zwischen dem Individuum und der Welt, der Harmonie in der Gesellschaft oder auch dem Einklang zwischen Mensch und Natur.

Des voitures qui circulent entre les gratte-ciel, des lumières clinquantes à travers la nuit et des produits de luxe flamboyants exposés dans des centres commerciaux gigantesques : ne soyez pas troublés par ces visions lorsque vous visitez une ville chinoise, que ce soit en semaine ou durant le week-end. Ne soyez pas étonnés non plus d'observer des activités très folkloriques, comme ces dragons qui dansent dans une rue moderne, ces tissus rouges enchevêtrés dans des arbres décorés de lanternes, sans oublier les pétards tonitrueux illuminant le ciel durant la Fête du printemps ou une soirée presque tranquille lors de la Fête de la mi-automne...

Développement et modernité, alliés aux cultures folkloriques, ce sont bien là des manières de vivre typiquement chinoises. Si les changements que vit actuellement la Chine sont visibles autant à l'intérieur qu'à l'extérieur de ses frontières, la culture traditionnelle reste profondément ancrée et se manifeste au travers des différentes fêtes annuelles (Jie). On en compte trois particulièrement importantes : la Fête du printemps ou Nouvel An chinois (Chun Jie), la Fête de la mi-automne (Zhongqiu Jie) et la Fête de Qingming (Qingming Jie).

Des similitudes non dissimulées

Ces célébrations commémorent le respect dû à la nature et aux ancêtres. On peut tirer des analogies avec les fêtes occidentales. Semblable au Nouvel-An, la Fête du printemps signifie le début de l'année lunaire chinoise, symbolisée par les douze troncs célestes et les dix branches terrestres. Selon le calendrier grégorien, elle a lieu entre le 21 janvier et le 20 février, et se déroule sur quinze jours, s'achevant avec la Fête des lanternes. La Fête de la mi-automne, ou Fête de la lune, correspond en quelque sorte à Thanksgiving, dont le but est de remercier pour les récoltes fructueuses : elle est célébrée le soir du 15^e jour du huitième mois

lunaire, qui est toujours une nuit de pleine lune, en fait la pleine lune la plus ronde et la plus lumineuse de l'année, symbolisant l'unité de la famille et le rassemblement. On s'accorde en général pour y voir la synthèse d'un ancien culte lunaire et d'une fête agricole, célébration des récoltes de l'année accompagnée d'un festin. Avec la Fête du printemps, elle constitue l'un des deux plus importants congés du calendrier chinois. Si l'on compare la troisième fête, celle de Qingming, avec la Fête de Pâques, on peut constater une différence : la fête chinoise, qui a lieu aux environs du 5 avril, est à l'origine une fête en hommage aux ancêtres à qui l'on offre des sacrifices, tandis que la Fête de Pâques fait honneur à Dieu. Il est intéressant de remarquer qu'au niveau du calendrier les fêtes chinoises et occidentales se déroulent durant les mêmes périodes, soit le premier ou le second mois de l'année, à la fin du mois de septembre ou au début du mois d'octobre, ainsi qu'au début du mois d'avril.

Vous reprendrez bien un verre de Bai Jiu ?

Durant ces fêtes, la table joue un rôle considérable et la préparation de grandes quantités de nourriture s'avère essentielle. Là aussi, on constate des similitudes entre les coutumes chinoises et occidentales. Par exemple, on mange des « nouilles » ou des « spaghetti » avant tout pour assouvir sa faim et remplir son estomac. La différence se fait plutôt en ce qui concerne le « riz » et le « pain ». En proposant du riz, le repas chinois met davantage le groupe en avant, c'est-à-dire que les personnes partagent ensemble tous les plats concoctés. Dans la « culture du pain », les plats sont plutôt axés sur les pièces individuelles – chaque personne mangeant son propre menu.

Comme dans de nombreuses cultures, l'alcool accompagne toujours les plats délicieux. ►

*Wei Cao est assistant diplômé au Département de physique. Il est également président de l'Association des étudiants et des scientifiques chinois à Fribourg.
wei.cao@unifr.ch*

On boit pour avoir un meilleur appétit et rendre l'atmosphère plus conviviale. Qu'il s'agisse de vin, d'alcool blanc (Bai Jiu) ou de vin de riz, les Chinois sont connus pour offrir plus qu'assez. La coutume est très différente de la plupart des cultures du vin occidentales. Pour les hôtes chinois, c'est un plaisir de rendre leurs invités heureux et de leur faire apprécier leur repas. En même temps, ils craignent que ces derniers soient trop timides pour boire et manger ce qu'ils souhaitent, une habitude chinoise qui veut que l'on soit modeste et quelque peu réservé. Ainsi les hôtes demandent souvent à leurs invités de continuer à boire et à manger, quand bien même ces derniers ont déjà suffisamment consommé.

Des coutumes qui évoluent

Les grands repas et les vins ne sont pas servis à l'occasion de toutes les fêtes. Lors de Qingming, les gens ne mangent que des plats froids sous forme de buffets. Cette tradition rappelle l'histoire selon laquelle un homme très croyant est mort dans le feu parce qu'il avait respecté la volonté de sa mère de ne pas accepter le cadeau d'un roi. Afin de se remémorer cet esprit de piété, les Chinois n'utilisent pas le feu pour cuisiner à cette période de l'année. Détail intéressant, le Qingming constitue la seule fête parmi les réjouissances traditionnelles à être datée selon le calendrier grégorien. Il est d'une part sans doute plus facile de compter avec le calendrier solaire, et d'autre part il faut bien constater que la globalisation toujours plus rapide rend le calendrier occidental toujours plus populaire en Chine. Ainsi les jours fériés et les vacances sont fixés selon les fêtes traditionnelles, mais également en fonction des commodités du calendrier grégorien. Par exemple lors de la Fête du Nouvel An lunaire, le mois de vacances des étudiants est soit retardé, soit avancé, par rapport à l'intervalle qui sépare Chun Jie du Nouvel-An occidental.

Le vin rouge devient également plus commun, notamment parce que, dans la culture chinoise, le rouge signifie la joie et le dynamisme. Les invités se montrent de plus en plus ouverts et les hôtes insistent moins qu'auparavant pour montrer un débordement d'hospitalité. Les repas sont pris soit à la maison, soit au restaurant. Sur la carte des mets, on trouve des combinaisons entre les recettes orientales et occidentales, on remarque également un engouement toujours plus grand pour le self-service.

Plonger dans un monde en mutation

Certaines fêtes et jours fériés importants en Occident, comme Noël ou le Nouvel An,

influencent également les structures des fêtes chinoises. Le jour de Noël ne signifie pas uniquement un jour de vacances pour les chrétiens chinois, mais également du temps libre pour les jeunes gens en général qui en profitent pour faire du shopping et la fête avec leurs amis.

S'il est vrai que les fêtes traditionnelles chinoises ont subi des changements, il faut plutôt considérer cela comme une évolution naturelle et non pas comme une distorsion. Ces nouvelles compositions, qui s'opèrent entre les traditions et les apports d'autres cultures, sont adoptées pour des raisons pratiques, esthétiques et de bon sens. En décrétant le jour du Nouvel An occidental férié, la Chine a adapté son calendrier officiel selon le calendrier grégorien pour être en accord avec la plupart des autres pays. Il semble en effet raisonnable qu'un jour de congé marque le début de l'année, même si les Chinois préfèrent attendre la Fête du printemps pour se retrouver en famille et faire leur shopping : dans cette perspective, le Nouvel An chinois a d'ailleurs pris au fil du temps un caractère plus commercial.

Malgré ces transformations importantes, les fêtes traditionnelles continuent à exister grâce à l'équilibre qui prévaut entre l'individu et la globalité, les harmonies dans la société ainsi que la concordance entre l'être humain et la nature. La meilleure manière pour comprendre et vivre ces fêtes traditionnelles consiste certainement à passer un certain temps en Chine, que ce soit en participant à un programme d'échange international, en y travaillant ou en y étudiant... Étourdi par la vitesse folle de ces changements, vous aurez un aperçu d'un monde dynamique, sympathique et exotique. ■

中国人

美ゆめ



Des compétences européennes plus que jamais nécessaires

Il a été beaucoup question de valeurs lors de la 35^e Journée de l'Europe du 5 mai dernier. Dick Marty et Andreas Gross, deux politiciens engagés et grands défenseurs de l'idée européenne, ont exposé sans langue de bois leurs convictions et leur espoir de voir la Suisse monter bientôt dans le train de l'Union européenne.

Anne-Sylvie Mariéthoz

uni actuel

Impressum ■

Le magazine de l'Université de Fribourg
Das Magazin der Universität Freiburg

Nouvelles universitaires vol. 68/4

Rédaction : Communication et Médias
Université de Fribourg
Av. de l'Europe 20, 1700 Fribourg
tél. 026 300 70 34
fax 026 300 97 03
e-mail : communication@unifr.ch

Responsables rédaction & publications :
Claudia Brühlhart, Christine Carrard
Secrétariat : Antonia Rodriguez,
Denise Torche
Layout : Jean-Daniel Sauterel
Illustrations : Qu Lan

Publicité : Go!Uni-Werbung AG,
Rosenheimstrasse 12, CH-9008 St. Gallen
Tel. 071 244 10 10
Fax 071 244 14 14
e-mail : info@gouni.ch

Tirage : 9'000 exemplaires
Papier : R4 Chorus couché brillant, blanchi
sans chlore; couverture 200 gm2, intérieur
115 gm2

Imprimerie : Saint Canisius, Fribourg

Prochaine parution : octobre 2010

Les opinions exprimées dans les articles d'Universitas ne reflètent pas forcément celles de la rédaction, mais témoignent de la multitude des directions prises par la recherche à l'Université de Fribourg.

Meinungen, welche in den Artikeln von Universitas zum Ausdruck kommen, widerspiegeln nicht automatisch die Meinungen der Redaktion. Sie bezeugen jedoch die Vielfalt der Forschungsrichtungen an der Universität Freiburg.

Sur le thème «Dialogue et défis dans l'Europe du 21^e siècle», deux personnalités bien connues de la politique suisse ont été invitées à s'exprimer lors de la dernière édition de la Journée de l'Europe. Dick Marty et Andreas Gross se sont présentés tous deux comme des «europheiles» convaincus. «Et dire que cette belle idée est toujours présente 60 ans après, contre toute attente.» Or le fait le plus étonnant, «c'est que les Etats aient trouvé le courage de penser avant tout aux valeurs, en laissant l'économie au second plan». Et Dick Marty de se demander d'où ils ont tiré ce courage. Il se dit fasciné de la même manière par la Suisse de 1848, entourée de régimes autoritaires, qui a néanmoins la ressource «de créer cet Etat et cette constitution». A noter que, tout comme l'Europe devait le faire plus tard, la Suisse a franchi le pas suite à un choc traumatique – Guerre mondiale pour l'une et Guerre du Sonderbund pour l'autre. Selon Andreas Gross, l'histoire nous fournit de nombreuses clés permettant de comprendre l'évolution de notre pays, mais trop peu d'entre nous la connaissent. Il vaut pourtant la peine de se rappeler que la Suisse a réussi en 1848 là où les autres nations avaient échoué avant elle. Elle doit son succès à l'expérience des autres, mais elle l'a oublié entre-temps. Si l'épreuve de la guerre a appris aux pays qui nous entourent les vertus des alliances, la Suisse pendant ce temps a accompli son chemin seule. Marquée par cette expérience, elle s'en est fait depuis une spécialité: sa marque de fabrique en quelque sorte.

Indépendance illusoire

Cette Suisse qui a choisi de se tenir à l'écart de l'Europe, l'observe de loin «avec un esprit très critique et une sorte de joie maligne» chaque fois qu'elle donne des signes de faiblesse. Dick Marty relève à *contrario* la faiblesse de ce pays qui ne parvient pas à s'engager et préfère entretenir

«l'illusion de sa totale indépendance». «Si les citoyens n'en sont pas tous conscients, nous perdons pourtant chaque année un peu plus d'autonomie, car nous continuons à avaliser des lois, sans avoir voix au chapitre» vu l'étroite imbrication de nos intérêts avec ceux des pays voisins. Non seulement la voie unilatérale choisie par la Suisse ne lui apporte aucun avantage selon lui, mais elle est en totale contradiction avec le courage et les valeurs qui ont présidé à sa construction.

Déficit démocratique

La Suisse n'a pas non plus saisi toutes ses chances de soutenir le Conseil de l'Europe dans ses missions, elle n'exploite pas son potentiel en ce moment historique et c'est d'autant plus regrettable qu'elle pourrait jouer un rôle essentiel en sa qualité de «championne de la démocratie». Tout en se complaisant dans une forme de nombri-lisme, selon Andreas Gross, elle se montre bien faible face à elle-même – à ses lobbys économiques notamment – et face à l'extérieur. Ses attermoissements sur des dossiers comme celui de l'argent sale ou de l'accueil des deux Ouïgours de Guantanamo, en sont des exemples flagrants. Quelques grincements de dents suffisent-ils à nous faire oublier tous nos principes et valeurs fondamentales ? Force est de constater «un manque d'enracinement de ces valeurs et une indifférence grandissante» qui constituent le problème numéro un selon Dick Marty.

Un processus d'apprentissage permanent

La jeunesse estudiantine s'engage moins qu'auparavant, ont regretté les deux orateurs. Les valeurs démocratiques et les droits de l'homme sont pourtant un capital qui

nous appartient à tous et «c'est notre responsabilité commune de faire en sorte que la démocratie progresse» plutôt que de se laisser affoler par les sirènes de la presse dominicale et de débattre de problèmes qui ne méritent pas notre attention, a encore souligné Andreas Gross. Tout comme ces pays que nous classons rapidement sous l'étiquette

«pays de l'Est», nous sommes tenus de cultiver ces valeurs et d'investir dans l'éducation politique des citoyens. Il s'avère plus que jamais nécessaire de former des «étudiants européens», ont noté les deux conférenciers en conclusion de cette 35^e Journée de l'Europe. Un appel entendu par le Centre d'études européennes. ■

Regards croisés sur les relations Est-Ouest

Trois questions au Prof. Dirk Morschett du Département de gestion, coorganisateur de la Journée de l'Europe. Le Prof. Morschett dirige le Centre d'études européennes avec les Profs Gilbert Casasus et Astrid Epiney.

Pour cette 35^e Journée de l'Europe vous avez souhaité donner la parole à davantage de conférenciers pour approfondir la portée de cet évènement ...

Il s'agissait de présenter le point de vue des différentes facultés impliquées dans le Centre d'études européennes. Nous avons voulu qu'elles soient présentes, chacune à travers son approche particulière des problématiques : droit, lettres, sciences économiques et sociales et théologie. S'il n'a pas été possible d'intégrer la Faculté de théologie cette année, nous souhaitons qu'elle soit également représentée lors des prochaines éditions.

La Journée a été placée sous le signe des relations Est-Ouest, un sujet d'actualité particulière ?

Nous venons en effet de fêter les vingt ans de la Chute du Mur et l'Union européenne s'étend peu à peu vers l'Est. Or, si les perspectives économiques offertes par cet élargissement sont évidentes, l'intensification des échanges soulève de nombreuses questions, notamment aux niveaux juridique et culturel. Où commence l'Europe ? Comment appréhender les différences culturelles ? Ces questions, qui intéressent principalement les sciences humaines, ont été abordées par deux spécialistes de la littérature et de la traduction. Concernant l'aspect juridique, la Faculté de droit a choisi d'examiner le problème de la libre circulation, cet accord étant le plus controversé des accords bilatéraux entre la

Suisse et l'Union européenne. Enfin, deux spécialistes des échanges entre la Suisse et l'étranger sont venus débattre des questions économiques qui font régulièrement débat. Ils étaient accompagnés d'un représentant de l'ambassade de Russie en Suisse, un des pays où l'on observe actuellement la plus forte croissance.

La Journée s'est conclue, comme d'habitude, avec l'intervention de personnalités de choix sur un sujet fédérateur.

La Journée de l'Europe fait effectivement souvent intervenir des conférenciers de grande renommée comme Boutros Boutros-Ghali ou Helmut Kohl, pour ne citer que les plus célèbres. Cette année, nous avons donné la parole à deux élus suisses et fervents européenistes, Dick Marty et Andreas Gross. Tous deux membres de l'Assemblée parlementaire du Conseil de l'Europe, ils sont très impliqués dans les questions touchant le respect des droits humains et les valeurs démocratiques : deux sujets particulièrement cruciaux pour l'élargissement de l'Union européenne. De plus, la Suisse vient de terminer ses six mois de présidence au Comité des Ministres du Conseil de l'Europe. Or, elle s'était donné pour cette période trois axes de travail prioritaires, touchant notamment ces questions. Dick Marty, dont on connaît le rôle qu'il avait joué dans la dénonciation des prisons secrètes de la CIA et la défense des valeurs européennes, a été appelé à commenter la question de la protection des droits humains. Andreas Gross, qui est entre autres connu pour ses interventions sur la démocratie directe et sa fonction de rapporteur spécial du Conseil de l'Europe sur la situation politique en Tchétchénie, s'est exprimé plus particulièrement sur les progrès de la démocratie. asm

Comprendre la biodiversité pour mieux la conserver

En décrétant 2010 «Année de la biodiversité», l'Assemblée générale des Nations Unies a souhaité sensibiliser la société à l'importance d'un enjeu majeur pour l'avenir de la planète. Les biologistes de l'Université de Fribourg n'ont pas attendu jusque-là pour axer leurs recherches sur cette problématique et mettre en avant la protection de la biodiversité.

Louis-Félix Bersier

projet

Prix de la recherche sur l'environnement 2010

L'Université de Fribourg décerne pour la troisième fois le Prix de la recherche sur l'environnement afin de promouvoir la recherche disciplinaire et interdisciplinaire sur le thème de l'environnement. Le prix, doté de 10'000 francs, est financé entièrement par la SAIDDEF (Société anonyme pour l'incinération des déchets du canton de Fribourg et de la Broye vaudoise). Seront récompensés les travaux scientifiques d'excellence élaborés par de jeunes chercheuses et chercheurs (habilitation, doctorat, master, publications) qui contribuent à une meilleure compréhension des problèmes relatifs à l'environnement et qui proposent des solutions pratiques. Les travaux peuvent toucher à toutes les disciplines et à tous les domaines scientifiques. Les travaux doivent être remis jusqu'au 31 juillet 2010.

Conditions de participation sur www.unifr.ch/environnement

Chaque jour, les médias évoquent les menaces pesant sur la biodiversité et l'urgence de la protéger. L'homme est responsable de la «sixième extinction massive», principalement par la destruction des milieux naturels. On estime que le taux actuel de disparition des espèces est 10 à 100 fois plus rapide que lors des épisodes d'extinction massive passés, par exemple celui qui a vu disparaître les dinosaures il y a 65 millions d'années. Loin de l'aspect passionnel, voire dogmatique, de ce débat, le scientifique a la responsabilité d'apporter des réponses à des questions essentielles : quels sont les mécanismes de genèse et de maintien de la biodiversité, quelles sont les conséquences de la biodiversité sur l'organisation et le fonctionnement des écosystèmes ou, plus simplement, quel est l'état de la biodiversité et quelles approches et méthodes permettent de la conserver. La recherche sur ce thème est très active à l'Université de Fribourg, en particulier au Département de biologie; elle aborde des domaines passionnants et variés.

L'art de conserver les plantes

Le concept de biodiversité englobe toutes les échelles du vivant, du gène à l'écosystème. Cette variété se retrouve dans les recherches menées dans le Département de biologie, principalement par l'Unité d'écologie et évolution. Le Dr Grégor Kozłowski est spécialisé dans la conservation et la biogéographie des plantes. Il est notamment engagé dans la conservation d'espèces aquatiques rares, ainsi que dans l'étude des plantes des milieux urbains et des conséquences des changements globaux sur leur dynamique.

La puce d'eau et le grand tétras

Le Dr Christoph Haag aborde des questions fondamentales liant génétique et biodiversité

en utilisant les puces d'eau comme organisme modèle : comment la diversité génétique au sein d'une espèce est-elle maintenue ? Comment et à quelle vitesse la diversité est générée par mutations et recombinaisons ? Quelles sont les conséquences des crashes d'abondance – des goulots d'étranglement – sur la diversité génétique et la persistance des espèces ? Il conduit également des travaux sur des espèces menacées, par exemple le grand tétras, afin d'utiliser au mieux les informations génétiques pour sauvegarder ces espèces.

Mener l'enquête dans les îles

Le Dr Sven Bacher est un spécialiste des interactions entre insectes et plantes. Dans ce cadre, il étudie les changements de comportement des espèces générés par la perte de biodiversité. Il dirige aussi des recherches basées sur des données à grande échelle, notamment dans les îles, dont le but est de comprendre quels sont les facteurs responsables de la disparition des espèces et pourquoi certaines espèces deviennent des menaces pour la biodiversité.

La lutte contre l'invasion

Le domaine de prédilection du Prof. Heinz Müller-Schärer est l'étude des plantes invasives. Elles sont responsables chaque année de milliards de francs de perte pour l'agriculture et sont reconnues comme une des menaces majeures pour la biodiversité. Ainsi, la compréhension des mécanismes amenant une espèce à devenir invasive est un enjeu majeur, tant pour la recherche fondamentale que pour la conservation et la gestion des milieux naturels. Cette recherche est menée sur des espèces cibles, telle la centaurée tachetée, véritable peste importée d'Europe en Amérique du Nord. Elle embrasse

Louis-Félix Bersier est professeur ordinaire au Département de biologie. louis-felix.bersier@unifr.ch

des questions variées, des causes génétiques du caractère invasif aux méthodes de lutte biologique contre les espèces invasives, en passant par l'effet de la biodiversité-même comme barrière aux envahisseurs.

Quand de nouvelles espèces se forment

Le Prof. Christian Lexer étudie l'écologie moléculaire et la génétique de l'évolution. Sa recherche porte notamment sur le processus fondamental à l'origine de la biodiversité : la formation de nouvelles espèces. Pour cela, il considère l'hybridation entre espèces ainsi que l'origine de divergences écologiques par adaptation menant à la spéciation. Une question intrigante est intimement liée à ce processus : comment l'intégrité des nouvelles espèces est-elle maintenue malgré les flux de gènes possibles entre elles ? Les espèces de peupliers et de tournesols sauvages constituent les objets d'étude. Le Prof. Lexer aborde également des recherches dans les forêts et les milieux tropicaux, par exemple pour comprendre le lien entre diversité génétique et diversité en espèces.

L'architecture de la biodiversité

Le Prof. Louis-Félix Bersier est spécialisé dans l'étude des communautés d'espèces, c'est-à-dire de l'ensemble des espèces vivant dans un milieu donné. La structure des interactions (par exemple les relations alimentaires) entre espèces représente l'architecture

de la biodiversité; le Prof. Bersier travaille sur des modèles destinés à comprendre cette architecture. Avec ses collaborateurs, il a développé les premiers modèles statistiques applicables à des réseaux, où des variables explicatives, par exemple la différence de taille entre prédateur et proie, sont utilisées pour inférer la structure des interactions. Ses projets comprennent également des travaux de terrain dans les jachères florales en milieu agricole. La question de base est de comprendre l'effet de la diversité des plantes sur la structure et l'organisation des espèces de niveaux trophiques supérieurs (les herbivores, leurs prédateurs, ...).

Pourquoi protéger la biodiversité ?

La biodiversité est un concept qui désigne la diversité des organismes vivants dans l'espace et dans le temps; elle est subdivisée en niveaux hiérarchiques : diversité des écosystèmes, des espèces, des populations et des individus en tant qu'entité génétique. Elle se mesure soit qualitativement par énumération (typiquement des espèces), soit quantitativement en tenant compte des abondances.

La biodiversité est en crise. Toutefois, il est légitime de se demander si l'homme pourrait vivre entouré de quelques milliers d'espèces, plutôt que de millions. Pourquoi protéger la biodiversité ? Les arguments en faveur de son maintien peuvent être catégorisés de la manière suivante :

- aspects éthiques et valeurs culturelles;
- productions de biens tels que nourriture et médicaments; en exterminant des espèces, nous en perdons certaines qui pourraient être potentiellement utiles dans le futur;
- services rendus par les écosystèmes naturels : cycle de l'eau, formation et protection des sols, pollinisation...;
- assurance contre les changements globaux; avec un grand nombre d'espèces, la probabilité de disposer d'espèces capables de s'adapter aux changements futurs est plus élevée.



«Ich spüre das Glück, wenn ich schreibe»

Schwester Maria Hedwig, die wohl berühmteste Nonne der Schweiz, widmet sich seit über 60 Jahren ihrer Leidenschaft: dem Schreiben. Die ehemalige Studentin der Universität Freiburg gilt als eine der bedeutendsten Schweizer Lyrikerinnen der Gegenwart. Ein Gespräch über ihr Leben in Abgeschiedenheit, die Glücksgefühle beim Schreiben und den Zugang zu neuen Technologien.

Nathalie Neuhaus

portrait

Schwester Maria Hedwig, wie bringen Sie das Schreiben und den strengen Klosteralltag auf einen Nenner?

Der benediktinische Klosteralltag besteht hauptsächlich aus ora, labora, lectio – Gebet, Arbeit, Lesung – sowie geistlicher Ruhezeit und Meditation. Dazu kommt der Kontakt mit der Aussenwelt, der für die Priese an Unvorhersehbarem sorgt. Wie in allen Benediktinerinnenklöstern rund um den Globus beten wir auch im Kloster Fahr sechsmal am Tag zu den festgelegten Zeiten – früher auf lateinisch, heute auf deutsch. Während der sechs Stunden Arbeit verrichtet jede Nonne, je nach Begabung, andere Aufgaben; um 21 Uhr ist der Tag zu Ende. Früher arbeitete ich an der Spulmaschine in der Webstube unserer Paramentenwerkstatt, erledigte allgemeine Hausarbeiten und später verrichtete ich Feldarbeit und half im Weinberg. Neben der körperlichen Arbeit prägte natürlich auch das literarische Schaffen meinen Alltag.

Heute ist mein Tagesablauf an mein Alter angepasst; so habe ich mehr Zeit für die Einsamkeit, das Gebet, die Meditation, Korrespondenz, für Gespräche mit Besucherinnen und Besuchern im Sprechzimmer und natürlich für das Schreiben an eigenen Projekten.

Was hat Sie dazu bewegt ins Kloster zu gehen? Und wie reagierte Ihr Umfeld auf diesen grossen Schritt?

Den Ruf ins Kloster zu gehen spürte ich wie einen Stoss. Die Frage «Gott und ich?», liess mich nicht mehr los. Ich konnte mich nicht entziehen und trat mit 29 Jahren ins Kloster Fahr ein. Vier Jahre später legte ich die Profess ab. Unter dem Ordensnamen Schwester Maria Hedwig verpflichtete ich mich auf Gehorsam, Ehelosigkeit und

Armut. Ich fühlte mich im Kloster Fahr am richtigen Ort, stiess jedoch bei vielen Freunden und Verwandten auf Unverständnis. Es galt, viele innere und äussere Widerstände zu überwinden, bis ich dort endlich meinen Platz fand. Dabei blieb ich weiterhin künstlerisch aktiv.

Welche Bedeutung hat das Schreiben für Sie?

Ich bin dankbar, dass ich diese Tätigkeit ausüben darf und meine inneren Bilder und Gedanken nach aussen bringen kann. Das macht mich sehr glücklich.

Viele Leute wollen von mir wissen, warum ich schreibe: Ich schreibe in erster Linie für mich. Ich will und muss wissen, was mit mir ist, mit meiner Sinn- beziehungsweise mit meiner Gott-Suche. Diese Fragen stehen beim Schreiben vor mir, ich blicke auf mein menschliches und geistliches Befinden und betrachte mich wie in einem Spiegel. Mit der Zeit hat es sich so ergeben, dass auch meine Leserschaft, die Leute, die mich kennen, genau dies von mir wissen wollen. Warum? Weil sie das Geschriebene mit ihrem eigenen Spiegelbild vergleichen, so denke ich. Als Tochter des Verlegers Otto Walter wurde mir das Schreiben in die Wiege gelegt, wie auch meinem Bruder, dem Schriftsteller Otto F. Walter. Mit 25 Jahren veröffentlichte ich meinen ersten Gedichtband. Lange glaubte ich als junge Frau, Sinn und Ziel meiner Begabung sei es, eine anerkannte Dichterin zu werden und ich begann an der Universität Freiburg Literatur zu studieren.

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Studienzeit in Freiburg?

Ich immatrikulierte mich damals in Phil. I und belegte Deutsche Literatur, Mittel-

hochdeutsch, dazu Weltgeschichte und Philosophie. Das wissenschaftliche Studium liess sich aber nicht in mein Wesen, mit meinen damaligen komplizierten Denkversuchen, integrieren, es blieb mir fremd. Trotzdem gefiel es mir an der Universität Freiburg: Da war die Studentenverbindung, meine Kommilitoninnen, die studentische «Mimenzunft», der Studentenball, der akademische Vinzenzverein, der mich gleich zur Kassierin ernannte. Wir Studentinnen besuchten arme Familien unten an der Saane, ich schrieb und inszenierte mit den Kindern der Altstadt ein Weihnachtsspiel. Ich erinnere mich, dass ich zum Couleurball einen langen, weiten schwarzseidenen Rock, eine weisse Bluse und einen breiten, gerafften, mohnroten Seidengürtel trug. Ich liebte meine langen weiten Abendkleider für gesellschaftliche Anlässe, fand mich schön und war glücklich darin.

Leider mussten Sie das Studium abbrechen...

Ja, ich erkrankte schwer an einer Lungentuberkulose, die mich zu einer mehrjährigen Pause und schliesslich zu einem abrupten Richtungswechsel zwang. Ich engagierte mich dann in der katholischen Jugendarbeit. Weil Theater und Tanz für mich wichtig waren, wollte ich auch in meiner Jugendgruppe damit arbeiten. Aber es gab keine Theaterstücke zu religiösen Themen, dich ich verwenden konnte. Also schrieb ich einfach selbst die Stücke, die ich gerne auf-führen wollte.

Der Tanz hat einen besonderen Platz in ihrem Leben und in ihren Gedichten. Tanzen Sie heute noch?

Ja, ich tanze heute noch, aber heimlich oben vor meiner Zelle den Gang entlang zu Bach und Mozart und verschwinde, wenn ich jemanden kommen höre. Tanzen im Kloster? Ja, an der Fasnacht. Zweimal tanzte ich da allein, einmal eine improvisierte kleine geistliche Tanzpantomime in unserem mit bunten Papierschlängen drapierten Refektorium. Ich tanzte auch schon, niemand weiss es und niemand sah es, oben auf der Empore, hinter dem Rücken meiner Schwestern, die zur Messe andächtig am Gitter knieten. Es gibt Kirchenlieder im



Die vitale Dichterin Schwester Maria Hedwig (Silja) Walter ist auch mit 91 Jahren kein bisschen schreibmüde.

Drei-Viertel- und Sechs-Achtel-Takt. Aber auch solche in schönstem Largo und Adagio. Das geschah aber ganz behutsam und still.

Sie haben eine eigene Homepage und auch eine E-Mail-Adresse. Die Welt des Internets ist Ihnen also nicht fremd?

Nein. An meinem 80. Geburtstag habe ich einen Computer geschenkt bekommen, auf dem ich seither meine Texte verfasse. Und zum 90. habe ich mir einen Internetzugang in meine Schreibstube gewünscht, den die Priorin genehmigt hat. Nun kann ich meine E-Mails selber schreiben und beantworten.

Schwester Maria Hedwig, das Schreiben ist Ihre Leidenschaft – arbeiten Sie momentan an einem neuen Buch?

Ja, ich schreibe eine Familiengeschichte, die nächstes Jahr erscheinen wird. Das Buch trägt den Titel «Der Kamm der Queen». ■

Die Kraft des Schreibens

Die bekannte Schriftstellerin Silja Walter lebt seit 1948 als Schwester Maria Hedwig im Benediktinerinnen-Kloster Fahr bei Zürich. Silja Walter wurde 1919 in Rickenbach bei Olten geboren und studierte Literatur an der Universität Freiburg. Sie veröffentlichte Gedichte und war als Lyrikerin erfolgreich, ehe sie mit 29 Jahren ins Kloster Fahr eintrat. Auch als Nonne blieb sie der Dichtkunst treu und wurde mehrfach mit Preisen ausgezeichnet. Neben Gedichten, Erzählungen, Theaterstücken und einem Roman hat Silja Walter auch theologische Texte verfasst. 2009 erschien ihre Biographie «Das dreifarbene Meer» im Paulusverlag. Link: www.siljawalter.ch

Pour une nouvelle géographie des nerfs

Au carrefour de la médecine et de la réhabilitation, l'«Atlas des territoires cutanés du corps humain» se propose de présenter le parcours des nerfs cutanés de la manière la plus complète possible. Il comble non seulement une lacune des neurosciences, mais offre également un outil précieux aux thérapeutes travaillant dans le domaine de la réhabilitation.

lecture

Anne-Sylvie Mariéthoz



Claude Spicher, Desfoux Nadège,
Pierre Sprumont
*Atlas des territoires cutanés du
corps humain: esthésiologie de
240 branches*
Edition Sauramps Médical,
Montpellier, Paris 2010
ISBN 978-2-84023-669-6

Selon les statistiques, 6,9 % de la population souffrirait de neuropathie, une affection des nerfs causée par une lésion du système nerveux périphérique. Ce problème est difficilement pris en charge par la médecine, car il demeure encore trop mal connu. Or si la neurologie «centrale» suscite un immense intérêt actuellement, la neurologie dite «périphérique» demeure un parent pauvre des sciences médicales, de plus en plus compartimentées par ailleurs. L'«Atlas des territoires cutanés du corps humain» a été conçu par une équipe de thérapeutes interpellés par cet important problème de santé publique.

Soutenir la pratique thérapeutique

Face à des patients souffrant de lésions nerveuses pratiquement indécélables par le biais des méthodes couramment utilisées par les neurologues, les thérapeutes ont mis en évidence la nécessité de cartes décrivant mieux la distribution des nerfs cutanés. Les premières cartes de cet atlas ont donc été composées en 2003, peu avant la création du Centre de rééducation sensitive à Fribourg. Puis elles ont été perfectionnées au cours de sept ans d'observations et de comparaisons.

Compléter les connaissances médicales

En compulsant les manuels d'anatomie (près d'une centaine d'atlas consultés), les auteurs de cet ouvrage se sont aperçus que les descriptions anatomiques demeuraient plutôt vagues et ne se recoupaient pas forcément. Ces différences tiennent en partie au fait que les parcours nerveux sont extrêmement variables d'un patient à l'autre. Pour composer les planches d'anatomie, les spécialistes se sont essentiellement basés sur leurs dissections et donc sur des points de vue partiels. Il s'avérait par conséquent nécessaire de compléter les informations disponibles, grâce à de nouvelles

observations cliniques, s'appuyant sur la vision plus globale des praticiens. Loin de dénigrer l'histoire de l'anatomie, l'ouvrage lui adresse au contraire un clin d'œil sur la couverture : comme un hommage des auteurs aux traités de leurs prédécesseurs, notamment ceux du XIX^e siècle. Et pour souligner le caractère exploratoire de l'ouvrage, un fragment de carte datant des expéditions de Vasco de Gama, vient compléter le tableau, dans une mise en page due à l'artiste fribourgeois Pierre-Alain Morel. ■

Unique en son genre

Cet atlas d'anatomie clinique, exhaustif à plus d'un titre, apporte une contribution importante à l'esthésiologie, partie de la physiologie qui étudie la sensibilité tactile et ses mécanismes. Il se base d'une part sur l'expérience clinique – chaque planche présentant la superposition de plusieurs dizaines, voire centaines de cas de lésions passés en revue – et croise d'autre part ces observations avec la littérature scientifique la plus récente. Tout en reprenant la dernière terminologie en vigueur, l'ouvrage cite également les équivalences en français, latin et anglais. Enfin, pas moins de dix spécialistes de la communauté scientifique internationale ont participé à la rédaction de cet atlas, en proposant leurs compléments et corrections.

Claude Spicher, fondateur du Centre de rééducation sensitive de Fribourg et collaborateur scientifique de l'Unité de physiologie de l'Université de Fribourg.
claude.spicher@unifr.ch
Nadège Desfoux, ergothérapeute et collaboratrice du Centre de rééducation sensitive de Fribourg.
Pierre Sprumont, spécialiste en médecine interne et professeur émérite d'anatomie et d'embryologie humaine à l'Université de Fribourg.
pierre.sprumont@unifr.ch

Gesetze vom Himmel und von der Erde

Religionen befinden sich im Spannungsfeld zwischen Öffentlichkeit und Recht. Im neusten Band der Freiburger Veröffentlichungen zum Religionsrecht führen die Autoren in das jüdische, christliche und islamische Recht ein. Die Publikation soll aber nicht nur Lehrbuch sein, sondern auch einen Beitrag zur Förderung des interreligiösen Dialogs liefern.

Andreas Minder

lecture



René Pahud de Mortanges/Petra Bleisch Bouzar/David Bollag/Christian R. Tappenbeck:
Religionsrecht. Eine Einführung in das jüdische, christliche und islamische Recht. Freiburger Veröffentlichungen zum Religionsrecht. Zürich 2010. ISBN : 978-3-7255-6066-0

Burka, Schwimmdispens, Minarettverbot, Zölibat, Schächten, Fall Röschenz, Fall Rushdie: In unseren Breitengraden wird Religionsrecht immer dann zum öffentlichen Thema, wenn es in Widerspruch zu staatlichem Recht gerät, dem vorherrschenden Gerechtigkeitsempfinden widerspricht oder gängige Moralvorstellungen verletzt. Dabei werden einzelne religiöse Gebote ans Licht und oft aus dem Zusammenhang gezerrt. Ganz anders verfährt das neue Buch «Religionsrecht. Eine Einführung in das jüdische, christliche und islamische Recht». «In erster Linie ist es ein Lehrbuch», sagt Co-Autor Professor René Pahud de Mortanges über das Werk. «Aber wir möchten auch versuchen, über die Universität hinaus einen Beitrag zum interreligiösen Dialog zu leisten.»

Am Anfang war Abraham

Die Rechtssysteme der drei grossen monotheistischen Religionen werden unaufgeregt und mit akademischer Offenheit dargestellt und zeigen so deutlich Parallelen und Unterschiede. Allen gemeinsam ist der Ursprung: Als Stammvater von Judentum, Christentum und Islam gilt Abraham. Daraus sprossen ganz unterschiedliche Zweige. In der römisch-katholischen Kirche entstand das kanonische Recht, das im Codex Iuris Canonici (CIC) gesammelt ist. Der CIC regelt Verfassung, Strukturen und Aufgaben der römisch-katholischen Weltkirche. Mit dem Papst verfügt sie über einen obersten Gesetzgeber, Richter und Verwalter; er erlässt das für die ganze Kirche gültige Universalrecht.

Im Judentum und Islam gibt es keine vergleichbare autoritative Kraft. Zu keiner Zeit hat sich eine Instanz herausgebildet, die eine Rechtsordnung verbindlich durchsetzen konnte. Die Meinungsvielfalt ist deshalb ein Grundmerkmal des islamischen Rechts. Gleiches gilt für das Judentum mit den unterschiedlichen Positionen von Reformjuden und Orthodoxen. Ein Beispiel:

Die Thora verbietet den Genuss von Schweinefleisch. Viele jüdische Gelehrte sind sich einig, dass dies daher rührt, dass Schweinefleisch schneller verdirbt. Während die Reformjuden daraus den Schluss ziehen, das Verbot sei in einer Zeit der Kühlschränke überholt, halten die Orthodoxen daran fest. Ihrer Meinung nach sind rationale Begründungen für göttliche Gebote zwar angebracht, müssen aber Spekulation bleiben. Es sei nicht erlaubt, göttliches Gesetz aufgrund menschlicher Überlegungen zu verändern. «Wie viel Buchstabentreue?» ist einer der grossen Streitpunkte in Islam und Judentum und nicht nur dort. Die Problematik wird durch mehrdeutige oder sich widersprechende Textstellen und die Frage, welche Teile der Überlieferung überhaupt herangezogen werden sollen oder dürfen, zusätzlich erschwert.

Was der Bauer nicht kennt

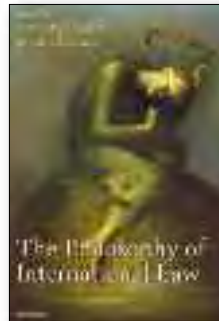
Je «orthodoxer» die Schlussfolgerungen, desto grösser die Chance, dass sie mit den Werten westlicher Demokratien kollidieren. Aktuell wird die Burka intensiv diskutiert. Einige Staaten haben bereits Gesetzesnormen erlassen, andere sind daran, eine Position zu finden. «Religiöse Symbole haben eine grosse politische Sprengkraft», so Pahud de Mortanges. Das habe sich auch in der Minarettabstimmung gezeigt. Hinter der Zustimmung zum Verbot vermutet er die Angst der Stimmbürger, das islamische Recht könnte in der Schweiz Fuss fassen.

Kaum Ängste oder Unmut löst hingegen die evangelische Kirche aus, denn sie funktioniert weitgehend nach demokratischen Regeln und fügt sich nahtlos in die schweizerische Gesellschaft ein. Eine Eigenheit bleibt jedoch bestehen, wie der Beitrag über das evangelische Kirchenrecht in Erinnerung ruft: «Jesus Christus ist auch in einer demokratischen Kirche nicht abwählbar und sein in der Bibel enthaltener Auftrag kann keiner Teil- oder Totalrevision unterzogen werden.» ■



Anthony Mortimer
Guido Cavalcanti: Complete Poems
 ISBN 978-1-84749-140-0

Cavalcanti, the friend and mentor of Dante, already has a strong profile in English literature thanks to translations by Dante Gabriel Rossetti (1861) and Ezra Pound (1932). Emeritus professor Anthony Mortimer, already known as translator of Petrarch, Michelangelo and the minor poems of Dante Alighieri, follows in their footsteps by presenting a Cavalcanti who speaks for his own time and to ours.



Samantha Besson, John Tasioulas (eds)
The Philosophy of International Law
 ISBN 978-0-19-920858-6

This volume is the most up-to-date and comprehensive treatment of the philosophy of international law in existence. It is also distinguished by its 'dialogical' methodology: there are two essays on each topic, with the second author engaging with the arguments of the first. It is an invaluable resource for anyone seeking a deeper understanding of the nature and value of international law.



Marie-Claire Gérard-Zai (trad.), Plinio Martini
Chasse aux sorcières
 ISBN 2-88108-902-X

Amertume, révolte, amour pour sa vallée et aversion à l'égard de la ville, superstition, chasse aux sorcières d'hier et d'aujourd'hui : Plinio Martini (1923-1979) nous révèle son cheminement littéraire, sa protestation émue ou ironique entre un petit monde saturé de préjugés et de violence, et son invincible amour pour les aspects organiques de ce même monde civil et religieux en voie de disparition.



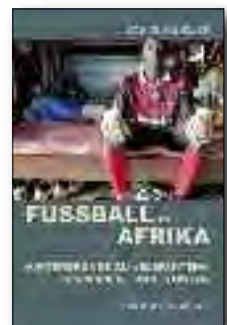
Rudolf Grünig, Richard Kühn
Successful Decision-making
 ISBN 978-3-642-00853-5

Making decisions is the most important task of a manager and it is often a very difficult one. This book offers a decision making procedure for solving complex problems step by step. Unlike other texts, the book focuses on problem analysis, on developing solution options and on establishing the decision making matrix. The book is intended for decision makers in companies, in nonprofit organisations and in public administration.



Joachim Trebbe, Annett Heft, Hans-Jürgen Weiss
Mediennutzung junger Menschen mit Migrationshintergrund
 ISBN 978-3-89158-518-4

Die soziale Integration von Zuwanderern und ihrer Nachkommen steht in der deutschen Gesellschaft weit oben auf der politischen Agenda. Vor diesem Hintergrund werden zwei Themen diskutiert: die Bedeutung der Massenmedien für die Förderung oder aber Behinderung von Integrationsprozessen sowie die Medienkompetenz junger Menschen mit Migrationshintergrund. Die Ergebnisse umfassen die «klassischen» Massenmedien wie auch «neue» Individualmedien wie PC, Internet, Handy oder Spielkonsolen.



Daniel Künzler
Fussball in Afrika. Hintergründe zu »Elefanten«, »Leoparden« und »Löwen«
 ISBN 978-3-86099-670-6

Wer unterhaltsam und kompetent über den afrikanischen Fussball informiert sein will, findet hier Alltägliches und Kurioses, Geschichtliches und Politisches. Der Autor versteht es, klar zu machen, wie der Fussball in Afrika «tickt». Mit seinen Geschichten führt er uns mitten hinein in afrikanische Fussballrealitäten – sei dies im kleinen Dorf am Rande der Sahara, in der Millionen-Metropole Kinshasa, in den Art Déco-Kinos von Asmara, in Schulen, am Strand oder auch am togolesischen Zoll.



Viva Italia – Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typisch italienischen Spezialitäten wie ausgezeichneten Pizzas, frischen Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichten sowie feinen Dolci. Und brauchen dabei Ihren Geldbeutel nicht zu strapazieren!

**Als SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte
essen Sie bei uns gegen Vorweisung Ihrer Legi
15 Prozent günstiger!**

Gilt auch für eine Begleitperson.

Ristorante Pizzeria Molino

Rue de Lausanne 93, 1700 Fribourg, Telefon 026 / 322 30 65

7 Tage in der Woche,
365 Tage im Jahr offen:

Montag bis Donnerstag
von 07.00 bis 23.30 Uhr

Freitag und Samstag
von 07.00 bis 24.00 Uhr

Sonntag
von 08.00 bis 23.30 Uhr

Durchgehend
warme Küche

www.molino.ch



PLAY YOUR PART IN OUR SUCCESS

Teamwork. Technical expertise. Diversity. That's what success sounds like at Dell. With our talented staff and industry-leading technology, we provide an exceptional experience for both our customers and our employees.

Join us, and you'll work in a dynamic environment with other talented, ambitious people. And you'll get everything you need to push your personal career goals even higher.

Like what you hear? Check out our career opportunities, and discover just how bright your future can be.

TO HEAR MORE, VISIT DELL.CH



Workforce diversity is an essential part of Dell's commitment to quality and to the future. We encourage you to apply, whatever your race, gender, color, religion, national origin, age, disability, marital status, sexual orientation, or veteran status. Dell and the Dell logo are trademarks of Dell Inc.

Trink ovo drink und
GEWINNE
DEIN ABENTEUER

Gesunde Energie für unterwegs.

Für CHF 10'000.-
verreisen oder einen
von 1000 Sofortpreisen gewinnen!
Details auf jedem ovo drink und auf:
www.ovo.ch/deinereise

flextravel
www.flextravel.ch World of **TSU**





Depuis 1988, nous sillonnons les vignobles pour découvrir des vins de domaines & châteaux élaborés avec des méthodes culturales en harmonie avec la nature. Parce que nous n'imaginons pas un vin mis en bouteille ailleurs que dans sa région d'origine et parce que nous sélectionnons nos crus avec rigueur, nous sommes à même de garantir une sélection zéro trahison. Qualité aux meilleurs prix, sans spéculation et pour toutes les bourses, vins élaborés pas des hommes et des femmes qui ont la passion de leur terroir, voilà ce que vous trouverez dans nos celliers. Qu'ils soient suisses, français, italiens ou d'ailleurs, ces trésors du goût proviennent tous d'un lieu géologique (le terroir), exprimant arômes et saveurs grâce à un raisin choisi (le cépage), vinifié par des hommes et des femmes (les viticulteurs), qui préservent l'héritage des anciens en maintenant l'équilibre du vivant et du végétal.

La Couleur du Vin

Cellier de Bulle
Château-D'En-Bas 30
026 912 32 32
bulle@lacouleurduvin.ch

www.lacouleurduvin.ch

Cellier de Fribourg
Mont-Carmel 1 - Givisiez
026 465 22 22
info@lacouleurduvin.ch